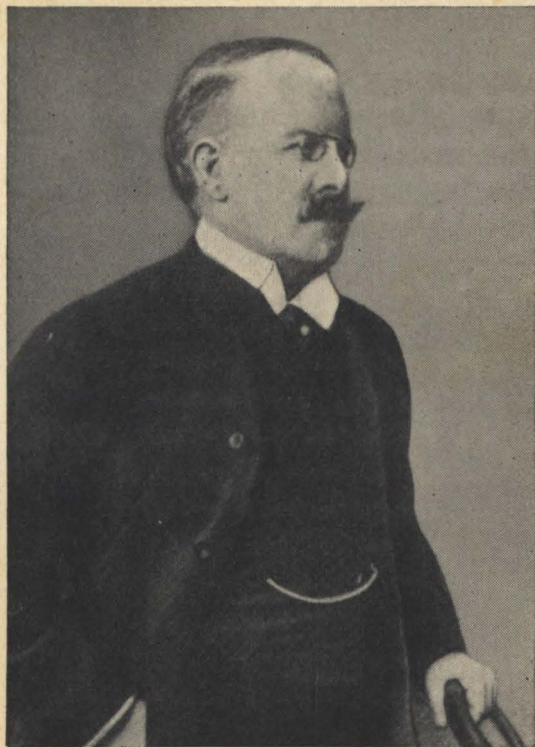


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Carl Heinz Kurz

Thomas John Barnardo

Ein Leben unter Niemandskindern



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Thomas John Barnardo

war einer der wenigen, die ihr Leben für die verwaarloste Jugend des Londoner Ostens einsetzten. Viele vergleichen ihn mit Pestalozzi und nennen ihn den Erretter und Befreier des ausgestoßenen Kindes. So blieb der junge Mediziner, der eigentlich Hudson Taylor als Missionar nach China folgen wollte, in London und wurde dort ein Kunder der Barmherzigkeit und der Liebe Christi. Mitten in den Elendsquartieren von Whitechapel und Stepney ließ er sich nieder, gründete eine sogenannte Lumpenschule, schuf Stätten für Evangelisation und Heime für die Ärmsten der Armen, für die Söhne und Töchter der Säufer, Dirnen, Verbrecher und für die Niemandskinder, die sich sonst verkaufen, vermieten oder aussaugen ließen. Er gab ihnen eine Heimat und sorgte für ihr weiteres Fortkommen. Stets war eine kleine Tür in seinen Heimen geöffnet, damit die Kinder der Nacht und der Sünde einen Weg fanden zu dem helfenden Herzen, das sich keinem versagte.

Barnardos Name ist in Deutschland kaum bekannt. So soll dieses schlichte Lebensbild das Andenken wachhalten an einen Christen der Tat und Nacheiferung wecken zu gleichem Glauben, der in der Liebe tätig ist.

Band 70 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Thomas John Barnardo

Ein Leben unter Niemandskindern

Von

Carl Heinz Kurz



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort	5
Im Nebel von Stepney	7
Auf weitem Wege	12
Vor den Lumpenschülern	19
Die Begegnung mit Jim Jarvis	26
Ein nächtliches Gespräch	33
Die offene Tür	38
Im Edinburger Schloß	46
Auf dem Lande	51
Segen der Not	58
Das Vorbild von Bristol	62
Bewährung des Herzens	65
Unter der Hut des Herrn	68
Der Abend zu Ilford	72
Literaturnachweis	80

Das Umschlagbild ist dem Buche von Immanuel Friz:
Dr. Barnardo, der Vater der Niemandskinder, entnommen
(Verlag Friedrich Reinhardt AG., Basel; Leinenband DM 9,50)

Copyright 1954 by Brunnen-Verlag, Gießen
Druck: Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg/Lahn

Vorwort

Als ich vor Jahr und Tag in den verrufenen Vierteln des Londoner Ostens den Spuren eines Canon Barnett folgte — sein aufopferungsreiches Leben gab dem japanischen Evangelisten und Sozialreformer Toyohiko Kagawa den tiefsten Anlaß zu seiner gesegneten ostasiatischen Mission —, da traf ich immer wieder auf den Namen Dr. Barnardo, der mir auch in den englischen Zeitungen und Zeitschriften hier und da begegnete. Dieser Name wich nicht mehr aus meinem Gedächtnis. Irgendwie hielt er mich immer in seinem eigentümlichen Bann. Viel beschäftigte ich mich nun mit dem Leben und Werk dieses gottgesegneten Mannes, dessen Hingabe an Christus im Dienste der armen, verlassenen und heimatlosen Niemandskinder auch für die heutige Menschheit ein Mahnmal darstellt. Schließlich faßte ich den Entschluß, über diesen Gotteszeugen ein Büchlein zu schreiben, um damit das Wirken dieses Mannes auch in Deutschland, wo es kein Lebensbild über ihn gibt, bekannt zu machen. Es will den schlichten Leser in das Leben und Tun dieses begnadeten Evangelisten und Pädagogen einführen.

Wir haben Thomas John Barnardo unendlich viel zu danken; denn seine Arbeit ist und bleibt eine Heldentat: er tat den aufopferungsvollen Dienst der barmherzigen Liebe an den ausgestoßenen Kindern als ein Mensch in der Nachfolge Jesu. Er war ein Mann, dessen Leben sich in der Verwirklichung der christlichen Gebote verzehrte. Ihn beseelte franziskanischer Geist.

Möge dieses einfache Lebensbild uns mahnen und anspornen, barmherzig und selbstlos zu sein, den Verlassenen zu dienen und den Verwahrlosten ein Bruder zu werden!

Carl Heinz Kurz

*Wer sein Leben verliert
um meinetwillen,
der wird's finden.*

Matth. 10, 39

*Gehe aus
auf die Straßen und Gassen der Stadt
und nötige sie, hereinzukommen!*

Luk. 14, 21. 23

Im Nebel von Stepney

Schon seit Jahrhunderten ist das Land an den Ufern der Themse die Heimat undurchdringlicher Nebel. Der Platz, an dem später das Dorf Stepney entstand, lag stets in dessen nassem Dunkel. Das war schon so, als jene prächtigen Wälder des Mittelalters die Niederung bedeckten; das war so, als Shakespeare in London sein elisabethanisches Theater aufführte; das war so, solange die Menschen zurückdenken können: Ueber Heide und Moor, über Hecken und Ulmen von Stepney lagerte jener Nebel, der bis in unsere Tage hinein mit Land und Strom verbunden ist. Früher galt der Name Stepney — dessen einst so vornehmer Klang vergessen ist — soviel wie Westminster auf der anderen Seite Londons. Die Welt des Hofes und des Adels jagte dort, und die Kirche als Grundbesitzerin wachte darüber, daß die Heide von Stepney nicht bebaut wurde. Dennoch konnte sie es nicht verhüten, daß hohe Herren dort Villen und Paläste errichteten. Vor 200 Jahren war Stepney ein bescheidenes kleines Dorf auf der Isle of Dogs unweit der Themse. Mühlen bewegten sich im Winde, Menschen kamen hinzu und siedelten sich ringsum an. Doch zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzte jene Besiedlung der einst so vornehmen Jagd-
gegend ein. „Wie ein Fluß in der Stromrinne“, so drückt sich Immanuel Friz anschaulich aus, „die Schiffe trägt, die die Schätze aller Weltteile bringen, und gleichzeitig dort, wo die Strömung träge ist, unmerklich Schlamm und Unrat absetzt, trug der schwel-
lende Strom des Welthandels Schätze und Schlamm zugleich, schuf gleichzeitig die glänzende Stadt des

Westens und den stinkenden Sumpf des Ostens.“ Ueber Nacht siedelte sich vor den Toren Londons, draußen auf der Heide von Stepney, Gesindel aus allen Ländern der Welt an: rohes, wildes, elendes Volk ohne Ziel und Herz. Und wiederum über Nacht entstand Gasse an Gasse, Winkel an Winkel, Hütte an Hütte. Die Not schlich durch die Straßen, deren Gestank unmenschlich war. Die Lust und die Gier sprangen aus den Augen jener Menschen, die hier draußen ihres Kummers und ihrer Sinne nicht mehr Herr wurden. Und wie ein Gottesgeschenk des Himmels senkte sich seit je der Nebel über jene Stätten des Unrats und des Elends, so den Glanz tilgend, der jahrhundertlang das Land überstrahlt hatte, so auch schamvoll verbergend, was nun seit 150 Jahren gleich einer unheimlichen Last über diesen Vierteln des Ostens von London liegt.

In diesem London gab es aber noch einen anderen großen Uebelstand: arbeitende Kinder. In den Baumwollspinnereien verdrängte die billige Kinderarbeit das Schaffen der Erwachsenen. Es mag hier einem Englandkenner Raum gegeben werden, um ein Beispiel für viele aufzuzeichnen: „Solange die Fabriken auf Wasserkraft angewiesen waren, lagen sie nicht selten in dünnbevölkerten Gebieten, und es entstand ein schämlicher Sklavenhandel, um die armen Kinder der großen Städte aus den Armenhäusern in die Fabriken zu transportieren; Kirchenvorstände und Kirchspielvorsteher befleckten ihre Hände mit diesem ruchlosen Geschäft, bei dem es sich um Kinder vom 15. Lebensjahr an handelte. Durch lockende Vorspiegelungen wurden die Kleinen betört; waren sie erst einmal an Ort und Stelle, so waren sie meist auch

rettungslos verkauft; ihre Seufzer verhallten ungehört. Sie arbeiteten im Durchschnitt 14 Stunden täglich, zum Teil auch bei Nacht; zur Nahrung erhielten sie so viel, daß sie mit knapper Not dem Hungertode entgingen. Verwundungen und Verstümmelungen durch die Maschinen waren häufig, die Sterblichkeit war erschreckend. Auch wenn der Vertrag, der sie band, abgelaufen war, gab es meist keine Rettung für die armen Geschöpfe, weil sie zu nichts anderem mehr zu gebrauchen waren. — Die Erfindung der Dampfmaschine brachte eine Aenderung insofern, als die Fabriken nunmehr in dichtbevölkerte Gegenden gelegt werden konnten, in denen die Gewinnung von Kindern unmittelbar aus den Händen der gewinn-süchtigen Eltern wesentlich erleichtert war. Um vier Uhr morgens schon wurden die Aermsten zur Arbeit gerufen; statt die Nichtbeschäftigten über Nacht zu entlassen, ließ man sie auf dem Fußboden liegend warten, bis sie wieder an die Reihe kamen. Man stellte Mädchen an die Maschinen, die so klein waren, daß sie auf die Stühle gehoben werden mußten, um arbeiten zu können. Die Luft in den kellerartigen Räumen war zum Teil derart, daß die erwachsenen Arbeiter sich Taschentücher vor den Mund banden, ehe sie eintraten. Man berechnete, daß ein Kind bei der Bedienung des Webstuhls täglich einen Weg von 38—58 km zurücklegte, und daß es sich dabei noch 4—5000 mal mühsam über die Maschine beugen und ebensooft sich wieder aufrichten müsse“ (Friz).

In den Kohlenbergwerken des mittleren Englands war das Kinderelend noch größer. Doch wollen wir hier nur noch der kleinen Kaminfegerjungen gedenken, von denen es in London Tausende gab. Auch

hier mag unser Gewährsmann ein Beispiel für viele wiedergeben: „Auch sie waren, wenn man gewisse Leute fragte, eine unumgängliche Notwendigkeit; denn wie könnte sich eine Stadt wie London aus ewigen Bränden retten, wenn die Kamine nicht gereinigt würden! Wer aber konnte diese Arbeit in den engen Schloten besser tun als die kleinen Knaben — und Mädchen? Wenn je und je ein Kind dabei zugrunde ging, so war das bedauerlich, aber schließlich doch zu rechtfertigen: ein Opfer, das die hochentwickelte städtische Kultur forderte. — Heute erscheint uns kaum mehr glaublich, was über das Los der Kaminfegerjungen berichtet wird. Kinder von schlankem Körperbau wurden gestohlen, gekauft, aus dem Armenhaus weggelockt. Um sie zum Besteigen der Kamine zu ermuntern, wurden allerlei drastische Mittel angewendet: man stach sie in die Fußsohlen, man zündete einen Strohwisch unter den Füßen an. Bei ihrer Arbeit waren die Kinder — Knaben und Mädchen von fünf Jahren an — völlig nackt; in demselben Zustand schliefen sie nachts auf den Rußhaufen, gewaschen wurden sie die ganze Woche, oft auch viele Wochen nicht ein einziges Mal. Auch der Sonntag brachte keine Erquickung; da wurden sie meist von ihrem Brotherrn zusammen eingeschlossen, damit die Nachbarn sie nicht in ihrem schrecklichen Zustand sehen konnten. Aber auch die Arbeit an und für sich war mit viel Gefahr und Mühsal verbunden; der Gipfel des Frevels war wohl, daß man im Falle eines Kaminbrandes einen Knaben zum Löschen hinaufschickte.“

In einer Stadt, in der Achtjährige 36 Stunden ununterbrochen an den Pumpen oder an den Webstüh-

len — oft knöcheltief im Wasser oder auf eisigem Boden — standen, gab es nur wenige Menschen, die bereit waren, solche unmenschlichen Zustände abzuschaffen. Es ist für uns heute kaum zu glauben, daß man im englischen Parlament der Meinung war, daß gerade dieses zarte Kindesalter dazu angetan sei, in besonderen Stellungen zu wirken, daß der kindliche Körper sich leichter daran gewöhne. Unvorstellbar auch, daß die Abgeordneten meinten, der englische Industriebetrieb, „ja, die ganze Kultur hänge darum an den Kindern“. Diese wenigen Zeilen mögen uns einen ungefähren Begriff davon vermitteln, was in dem England des 19. Jahrhunderts „an sozusagen öffentlichem und offiziellem Kindermißbrauch möglich war“.

Seit je hat der allmächtige Gott in den Zeiten des Notstandes Menschen bewegt, die durch Leben und Wirken davon zeugten, daß trotz allen Elends und allen Lasters ein Gott da ist und sich je und dann offenbart. Und so schickte dieser Gott Hudson Taylor nach Dublin, um den jungen Thomas John Barnardo in die englische Hauptstadt zu holen, damit er jenes Werk beginne, von dem in diesem Büchlein die Rede sein soll.

Thomas John Barnardo ging den Weg aus der Geborgenheit einer behüteten Jugend in die Elendsviertel seiner Heimatstadt und nun in die östlichen Quartiere von London, nach Stepney, der Hölle menschlicher Verkommenheit. Folgen wir dem jungen Mann auf seiner Fahrt durch das westliche London, dessen Reichtum, Pracht und Luxus uns nicht erblinden lassen, sondern die Augen öffnen, wenn wir durch die Hauptstraßen der Londoner City gehen,

um in das arme Ostend zu gelangen, wo Nacktheit und Jammer, Begierde und Lust erbarmungslos zum Himmel aufschreien! Und überall an den Ecken und in den Gassen des Ostens treffen wir auf zerlumpete und hungernde Kinder, die ohne Vater und Mutter, ohne Heimat sich im Schutze der Nacht oder im Schatten der Häuser durch die Elendsviertel schleichen, die Polizisten meidend, um Brot oder Arbeit bettelnd: nobody's children, Niemandskinder.

Auf weitem Wege

Vor Jahrhunderten wohnte an den Ufern des Nils ein altes hebräisches Geschlecht, das sich im Laufe des 15. Jahrhunderts — als die Türken Aegypten verheerten — auf die spanische Halbinsel flüchtete. Seit dieser Zeit nennt sich die Familie Barnardo. Doch nur etwa hundert Jahre lebte sie in Spanien. Die Inquisition verfolgte auch die Angehörigen dieses Geschlechts, in dem sich mehrere fremdartige Blutströme vereinigten. Ein Zweig der Barnardos wandte sich Italien zu; in Venedig schuf er sich eine neue Existenz. Achtung und Vermögen wurde den spanischen Flüchtlingen zuteil, wovon heute noch der Palazzo Barnardo am Canale Grande zeugt. Ein Teil dieses oberitalienischen Zweiges zog später über die Alpen nach Deutschland. In Hamburg entstand damals ein großes Bankgeschäft. Es heißt, daß sein internationaler Charakter so bedeutend gewesen sei, daß sogar ein Mann wie Napoleon I. mit ihm in Geschäftsverbindung gestanden haben soll. Doch schon Johann Michael Barnardo — noch in der

Hansestadt geboren — verließ die Wirkungsstätte seines bedeutenden Vaters an der Elbe und ging über England auf die grüne Insel Irland, in deren Hauptstadt Dublin er sich niederließ, ein Geschäft gründete und sich mit der Tochter einer Quäkerfamilie verheiratete.

Diesem jungen Ehepaar schenkte Gott eine Menge Kinder. Am 4. Juli 1845 wurde ihm Thomas John geboren; er war das neunte Kind. Der kleine Knabe war von schwächlichem Wuchs; niemand wagte es, ihm ein langes Leben zu prophezeien. Eine Krankheit löste die andere ab. Manche Not und manche Sorge erwachsen den Eltern. Oft schwebte der kleine Tom in ernster Gefahr. Einmal wurde er sogar von zwei Aerzten für tot erklärt. Alles wurde für seine Beerdigung vorbereitet. Plötzlich entdeckte man ein schwaches Zucken an dem im Sarge Liegenden, es war noch Leben in ihm. Und Gott der Allmächtige ließ es geschehen, daß der noch nicht einmal Zweijährige genas. Doch scheint diese anfängliche Schwäche mit dem Ablauf des ersten Jahrzehnts vorüber zu sein; denn wir hören, daß er langsam erstarkte und wohl ein „richtiger Bub“ geworden ist. Jedenfalls berichtet uns einer seiner älteren Brüder: „Irgend etwas von einer unnatürlichen, frömmelnden Art hat er niemals an sich gehabt. Er steckte voller Possen und Unfug und war achtlos und gedankenlos. Man darf nicht meinen, daß er als Heiliger auf die Welt gekommen sei. Er brachte gründlich, oft nur zu gründlich, Leben ins Haus und besaß einen sehr starken und ausgeprägten Eigensinn. Aber vor seinem Vater hatte er immer Respekt, und an seiner Mutter hing er von frühester Kindheit an

in tiefer und aufrichtiger Liebe. Er war voll überströmenden Lebens und wußte aus seinem Dasein soviel Genuß herauszuschlagen wie nur irgendein Knabe seines Alters.“

Einige Zeit später erfahren wir, daß der kleine Bursche auch in der Schule, die er vom zehnten Jahre an besuchte, seinen Lehrern keine Sorge ersparte, obwohl ihm das Lernen leicht fiel. Er kannte zu dieser Zeit nur eine Leidenschaft: das Lesen. Die Schulen der damaligen Zeit offenbarten viel Grausamkeit. „Aber in mir“, gestand Thomas John Barnardo, „und in vielen anderen erwachte ein starker Widerwille und Ekel vor der Brutalität des Lehrers, daß wir in unserer Abscheu vor allem, was auch nur entfernt wie Grausamkeit und Härte aussah, in das entgegengesetzte Extrem verfielen.“ Nach der Schulzeit versuchte sich der Junge erst als kaufmännischer Lehrling, doch nur kurze Zeit hielt er es aus; er wollte nun sein Studium fortsetzen.

Hier muß eingeschaltet werden, daß die Barnardos der irischen Staatskirche angehörten. Deren Sonntagsschule, deren religiösen Unterricht und deren Konfirmationsstunden besuchte Thomas. Aber dieser erste Ruf blieb in ihm ohne Echo, ja, der Vierzehnjährige begann über Bibel und Christentum zu spotten, wie es ihn seine großen Vorbilder Voltaire, Rousseau und Paine lehrten. In der Mitte des 19. Jahrhunderts ergriff eine religiöse Erweckung auch Dublin. Barnardos gerieten in diese unübersehbare Welle; einige Glieder der Familie kamen zum lebendigen Glauben. Als gar zwei Brüder unseres Thomas den von Christus gebotenen Weg in aller Bescheidenheit gingen, nahmen sie ihren jüngsten Bruder mit.

Später berichtet Dr. Barnardo über diese erste kleine Versammlung in einem Privathaus: „Ich ging nicht gern, aber ich ging. In dieser Versammlung sprach der Prediger zu mir. Ich benahm mich schlecht; ich war gerade so frech, wie junge Burschen sein können. Aber die Worte des Predigers waren sehr liebenswürdig und durchaus nicht im Einklang mit dem, was ich vermutete, daß seine Blicke meinten. Das war der Anfang meiner Umkehr.“

Langsam begann Thomas zu begreifen, daß seine bisherige Ueberzeugung dem Neuerkannten nicht standzuhalten vermochte; denn nur allzu deutlich erkannte er, daß die Wahrheit und Echtheit dieser religiösen Zeugnisse tiefgründiger waren, und daß er aus ihnen Kraft und Liebe sowie inneren Frieden ziehen konnte. Er wurde unsicher, zweifelte an seinen bisherigen Vorbildern, ja, er begriff endlich die Wirklichkeit des Evangeliums. Sein Bruder Friedrich erzählt uns über diese schweren Stunden: „Lange nach Mitternacht kam Tom in großer Seelennot ins Schlafzimmer zweier seiner Brüder und berichtete, wie sehr die Versammlung ihn ergriffen habe, so daß er keine Ruhe finden könne. Er befand sich in großer Herzensangst und vergoß viele Tränen. Schließlich knieten die drei Brüder zusammen nieder und schrien Gott um Hilfe an. Und Gott erhörte sie in Gnaden und erfüllte Toms Herz mit Frieden und Freude. Voll Dank erhoben wir uns von unseren Knien.“

Doch hören wir, was Thomas John Barnardo selbst uns über seine Bekehrung — sie fiel auf den 26. Mai 1862 — überliefert. Er schreibt an seine Schwester: „Sie (seine Mutter, die Brüder und einige Freunde)

pfl egten die Metropolitan-Halle zu besuchen und mich zum Mitgehen aufzufordern. Nach der Versammlung blieben sie immer noch dort, und dann kamen allemal einige Christen zu mir und fragten mich, ob ich Jesus gefunden habe. Ich dachte, die Leute seien nicht ganz recht im Kopf. Ich hatte damals, wie Du siehst, noch kein Verlangen, ihn zu finden; endlich fiel doch ein Strahl der Wahrheit in mein Herz, so daß ich anfang einzusehen, es sei doch etwas Wirkliches an der Erweckungsbewegung; aber in meinem persönlichen Leben war noch alles dunkel. Schließlich wachte mein Interesse auf; aber Satan war entschlossen, sich die Seele nicht ohne ernstestn Kampf entreiß en zu lassen, und erregte mir Zweifel an der Inspiration von Gottes heiligem Wort, das doch das einzige Mittel ist, wodurch wir von Gottes Verkehr mit den Menschen überhaupt Kunde erhalten. Dieser Kampf in meinem Inneren hielt mindestens einen Monat lang an; aber als ich eines Abends nach der Gebetsversammlung nach Hause kam, noch dunkel, kalt und tot in mir selbst, da forderte F. mich auf, in sein Zimmer zu kommen, nachdem er sich zu Bett gelegt habe. Er nahm mich in seinen Arm und verblieb etwa eine Stunde in eindringlicher Unterredung mit mir. Er zeigte mir die Liebe Jesu und sagte mir, was er alles gelitten, damit ich das Leben haben möge. Und es hat dem Allmächtigen gefallen, zur Stunde allen Zweifel und jegliche Schwierigkeit hinwegzuräumen. Ich fühlte, daß Jesus wahrhaftig für mich gestorben ist, und so gab der Herr meiner Seele Frieden und Trost."

Der solches schrieb, stand kurz vor seinem 17. Geburtstag. Die Frohbotschaft von Christus hatte ihn

so gepackt, daß er von nun an ein anderer wurde. Sein Leben und sein Wirken wurden gänzlich umgestellt. Er las nun die Bibel und versuchte, wo er nur konnte, von dem zu zeugen, was er erfahren hatte. Er scheute sich nicht, in den Elendsvierteln der Stadt die Kranken und Sterbenden zu besuchen. Er wagte sich auch in die Kasernen zu rauhen Soldaten. Er vergaß nicht, zu den Schutzleuten auf den Straßen zu sprechen. Er evangelisierte, wo immer er war. Er lehrte in einer Lumpenschule, er arbeitete eifrig im Christlichen Verein junger Männer und im Stadtmissionsdienst mit. Stets aber opferte er einen Teil seiner Zeit dem Studium der Heiligen Schrift. Aus ihr erwuchs Thomas John jene Erkenntnis, die ihn bereit machte, sich an einem warmen Oktobertage — ein knappes halbes Jahr nach seiner Bekehrung — nochmals taufen zu lassen. Wie froh ihn dies werden ließ, mögen uns seine eigenen Worte bestätigen: „O, welches Glück, welche Freude fühlte ich, als ich meinem Heiland gehorsam war! Und nun, o gütiger himmlischer Vater, hilf mir, mich stets daran zu erinnern, daß ich meinen sündigen Leib in meines Heilands Grab niedergelegt habe, daß ich zu neuem Leben auferstanden bin, daß ich danach trachten muß, in allem dir zu gefallen und mit deinem Beistand mich stets daran zu erinnern, daß ich der Welt abgestorben bin und daß die Welt auch mir abgestorben ist . . . !“

Nun diente er noch mehr, noch eindringlicher, noch hingebungsvoller den Armen und Verkommenen. Allen diesen von der Welt Abgeschriebenen bot er die Erlösung durch das Evangelium an. Er sah in das tiefste Elend der Großstadt. Es war in dieser Zeit, da

er begann, auch eine Bibelschule für wohlhabende Kinder zu gründen; denn zu seinem Schrecken mußte er erkennen, daß sie die Bibel genau so wenig kannten wie die Kinder aus dem Elend und der Not. Es war dies auch die Zeit, in der der junge Barnardo mehr denn je den Wunsch in sich verspürte, selbst eine größere Evangelisationstätigkeit zu beginnen. So schrieb er an Georg Müller, den Waisenhausvater von Bristol, und bat ihn um Rat: „. . . Ich habe mich seit einiger Zeit bemüht, wöchentlich einen kleinen Betrag für den Herrn zurückzulegen, und möchte mir nun Ihren Rat erbitten. Da ich mitten in der City von Dublin wohne, sehe ich täglich viele Menschen um mich her, die dahinsterven, weil sie kein ewiges Leben haben, und ich bin voll Verlangen, mit Gottes Hilfe etwas zu tun, um sie vom Rande des Abgrundes zurückzuhalten. Aber ich bin noch so sehr jung, erst 17 Jahre alt; doch ist mir neulich der Gedanke gekommen, wenn ich mit einigen jungen christlichen Freunden für einen Abend in der Woche ein Lokal mieten und dort mit diesen Freunden eine Erwekungs-Gebetsversammlung halten würde, so würde der Herr uns segnen. Ich habe die Sache dem Herrn vor einiger Zeit vorgelegt, und heute, wie ich von meinen Knien aufstand, schien der Finger des Herrn mich an Sie zu weisen und an Ihren Rat zu binden. Nun bin ich sehr begierig, des Herrn Willen in dieser Sache zu erfahren, und darum habe ich mir die Freiheit genommen, an Sie zu schreiben, und wenn Sie so freundlich sein wollten, mir Ihren Rat zu geben, so wäre ich Ihnen unendlich verbunden“

Der erfahrene Gotteszeuge antwortete ihm aus Bristol nur recht kühl. Er empfahl ihm, zunächst ein-

mal die Bibel ganz, ganz gründlich zu studieren. Das tat Barnardo ohnehin. Diese wenig hoffnungsvolle Antwort jedoch hinderte den jungen Mann keineswegs, den Schritt, der ihm als Wille Gottes erschien, zu wagen. In jenen Teilen der Weltstadt, in der die Mehrzahl der Einwohner „dem schwärzesten Aberglauben, der Unwissenheit und dem Whisky“ huldigten, begannen Barnardo und seine Freunde in gemieteten Räumen ihre Evangelisationsversammlungen. Er predigte nun mehrmals an jedem Sonntag, außerdem sprach er an jedem Wochenabend in den verrufensten Vierteln. Die wenigen freien Stunden aber widmete er dem Studium und der Andacht.

Vor den Lumpenschülern

Ein Sendbote von Gottes Gnaden war der Gründer der China-Inland-Mission: James Hudson Taylor. Auf einer seiner Reisen durch die englische Heimat traf Taylor auf den Evangelisten Henry Gratton Guinness, der zur damaligen Zeit in der irischen Hauptstadt eine Bibelschule gegründet hatte und leitete. Er bat den China-Missionar, nach Dublin zu kommen und vor seinem Seminar über die Arbeit im Fernen Osten zu sprechen. Und so kam es, daß im Februar 1866 auch Thomas John Barnardo, der gerade diese Schule besuchte, die ergreifenden Worte des bekannten Glaubenszeugen vernahm und von dieser Botschaft so erfaßt wurde, daß er sich sogleich für den Dienst an chinesischen Heiden zur Verfügung stellte. Drei der Seminaristen folgten diesem Beispiel.

Bereits nach zwei Monaten desselben Jahres bewohnte der junge Missionsschüler ein kleines Zimmer im Osten der britischen Metropole, im verwahrlosten Stepney. Bei einer gläubigen Witwe fand er Unterkunft. In dem Gewoge der Großstadt ging er nun den ihm auferlegten Weg, der ihm nicht leicht wurde; denn schon im Mai reisten die drei Dubliner Freunde — vor vier Wochen gleich ihm in London angekommen — nach Ostasien ab. Barnardo aber stand am Kai des Hafens, winkte ihnen nach, faltete für sie die Hände — — und blieb in London. Hudson Taylor nämlich hatte erkannt, daß der junge Missionsfreund außerordentlich begabt war, zu organisieren und leitend zu wirken. Er fühlte die ersten Zweifel an Barnardos Bestimmung für China und riet zum medizinischen Studium, um auf diese Weise der Mission zu dienen. Barnardo gehorchte, gab sein Zimmer auf, ging an das London-Hospital in der Whitechapelstraße, um dort seinen neuen Lebensabschnitt zu beginnen.

Mit der Kraft seines Herzens diente er in den Elendsvierteln von London. Und Gott der Herr führte diesen jungen Mann nun Schritt für Schritt auf jenen Boden, auf dem er seine Lebensarbeit finden sollte.

An den Sonntagen und in den Abendstunden begann Thomas John Barnardo — wie schon gesagt — seine Evangelisationsarbeit. Er predigte auf den Straßen, in den Gassen und auf großen Plätzen, um den von der Arbeit Kommenden das Wort Gottes zu bringen. Er wußte ja, daß nicht nur in Ostasien Heiden lebten, sondern daß sie auch hier in London und überall zu finden waren. Tag für Tag und Nacht für

Nacht tat er nun seinen Dienst in Treue, Barmherzigkeit und Liebe zu den Menschen.

In demselben Jahre, in dem der junge Barnardo nach London kam, verschlang die Cholera in den Slums des Londoner Ostens Tausende von Menschen. Selbstverständlich stellte sich Barnardo den Behörden zur Verfügung. Unermüdlich diente er, um dieser verheerenden Seuche Einhalt zu gebieten. Tod, Unheil und Schrecken umstanden ihn. Dennoch war diese allerschlimmste Epidemie segensvoll für Barnardo; denn „ohne sie hätte ich Stepney nie kennengelernt“.

Immanuel Friz gibt uns in seiner Barnardo-Biographie einige erschreckende Zahlen, die uns die Not jener Monate vor Augen und zu Herzen führen mögen: „Im Jahre 1866 wurden in London 5548 Todesfälle gezählt, davon 3909 im Ostend. Die Epidemie wuchs im rasenden Tempo an, so daß die wöchentliche Todesziffer innerhalb eines Monats von 14 auf 1253 stieg. Das Hospital war mit Kranken überfüllt. In drei Wochen wurden 365 aufgenommen; davon starben in einer Woche 67. Die Zahl der behandelten Patienten in der Umgebung im gleichen Zeitraum betrug 6521. In der Totenkammer konnte man 30 Leichen auf einmal liegen sehen; es waren nicht Leute genug zur Bestattung aufzutreiben. Barnardo, der Tag und Nacht in dieser Welt des Todes stand, erlebte einmal an einem Tag sechzehn Todesfälle mit. Er selbst kam unberührt davon.“

Noch dreißig Jahre nach diesem erschütternden Geschehen sagte Dr. Barnardo: „Jene schreckliche Nacht mit ihrer Entdeckung hat über meine spätere Laufbahn entschieden. Oftmals habe ich seither mit-

ten in einem Bilde des Luxus und Behagens die zum Himmel gewandten jämmerlichen Gesichter der elf ausgestoßenen Jungen vor mir gesehen, mir ihre schreckliche Not und Hilflosigkeit wieder und wieder vergegenwärtigt, ihre stumme Bitte um Hilfe gehört und in meinem Herzen den Entschluß erneuert, mein künftiges Leben mit Gottes Hilfe ihrer Errettung und Erziehung zu widmen. Ich kannte damals niemand, der mir bei der Rettung und Versorgung der Knaben irgendwie hätte behilflich sein können. Ich war selbst ohne Freunde und unbekannt in London; aber unser himmlischer Vater, der die hungrigen Raben speist, hörte das Gebet meines Herzens und öffnete Schritt für Schritt den Weg zur Ausführung des Werkes, das ich mir vorgenommen hatte. Ich fragte ihn, ob es sein heiliger Wille sei, daß ich ein Obdach für solche armen Kinder beschaffe; ich bat um Weisheit, sie zu finden und bei mir unterzubringen; ich wollte ihnen von Gott, von Christus, vom Himmel sagen.“

In all diesen großen Wirren, in all dem Elend dieser Riesenstadt erkannte der junge Mediziner immer mehr, daß der Osten Londons ein unendlich großes Ackerfeld war, das ganz zu bearbeiten menschlichen Mitteln versagt bleiben würde. Hier konnte nur noch — so seufzte Barnardo — Gott selbst helfen. Um aber den bescheidenen Anfang zu machen, gründeten Barnardo und einige Gleichgesinnte eine eigene Lumpenschule. Sie war in einem verwahrlosten Raum — vor kurzem noch ein Eselstall — draußen am Hopeplatz untergebracht. Die jungen Besucher dieser bescheidenen Schulstube kamen entweder aus Familien, deren Elend — so

wohl materiell als auch moralisch — für uns ungreiflich erscheint, oder sie hatten gar keine Angehörigen und lebten auf sich selbst gestellt. Als zum Beispiel an einem Sonntagabend ein Polizeibeamter den Unterrichtsraum betrat und sich unter den verwahrlosten Kindern umschaute, schüttelte er den Kopf, zog Barnardo auf die Seite und fragte ihn, ob er wisse, „von was für Wesen er umgeben sei“. Er verneinte. Darauf erklärte ihm der Polizist, „daß wenigstens ein Drittel der anwesenden Kinder schon im Gefängnis gewesen sei, einige schon mehrmals“.

So sammelte der eifrige Student auch weiterhin jene Sendlinge einer verwilderten und rohen Jugend um sich. Es dauerte gar nicht mehr so lange, da wußte man unter den Arbeitern und den Arbeitslosen in der nahen und weiten Umgebung, daß der mutige Mediziner es verstand, mit dieser schwierigen Schar von Verbrechersöhnen und Hurenkindern fertig zu werden.

Während so der junge Student seine Zeit zum Lobe Gottes in den Straßen und Gassen nördlich des Themseufers von London verbrachte, faltete die fürsorgliche Mutter Barnardos auf der fernen heimatischen Insel die Hände für das Wirken ihres jüngsten Sohnes. Sie ließ es an Ermunterungen nicht fehlen. Ihre mannigfachen Ratschläge halfen dem jungen Mann über viele Klippen und durch viele Anfechtungen. „Und nun, mein lieber Tom“, schrieb sie eines Tages an ihn, „gebiete ich Dir im Namen Jesu, daß Du allein zu Gott gehest und vor ihm bleibest, wie David tat, und ihn in demütigem Ernste bittest, daß er Dir Dein eigenes Herz aufdecke. Suchst Du Ehre bei den Menschen? Gibst Du dem Fleische nach in

Essen und Trinken, in Kleidung, in Leichtsinn und Leidenschaft? Stehst Du zeitig auf, so daß Du die erste Stunde oder wenn möglich zwei Stunden der heilig-ernsten Gemeinschaft mit Gott widmen kannst, ehe Du Dich mit der Welt einlässest? Ohne das muß die Seele verkümmern. Die gesunde Seele wird immer die Zeit als die glücklichste ansehen, in der sie völlig allein mit Gott ist. Pflegst Du das Einssein mit Jesus, studierst Du die Heilige Schrift, nicht sowohl um zu sehen, was Du anderen sagen willst, als vielmehr um dem zu gehorchen, was Gott zu Dir sagt? Die Arbeit, die Du unternommen hast, macht Dich zu einer Stadt auf dem Berge. O, mein Sohn, sieh zu, daß das Licht, das von dieser Stadt ausgeht, kein Irrlicht ist! Du bist einer von denen, die für Jesus wirken sollen; tue es in Aufrichtigkeit um seinetwillen, nicht um Deinetwillen, und um der teuren Seelen willen, die sich Sonntag für Sonntag um Dich versammeln!“

Die Mitstudenten, denen es nicht verborgen bleiben konnte, daß Barnardo den Menschen Gottes Wort in mancherlei Weise bot, hielten ihn für einen „wunderlichen Kerl“, bei dem „eine Schraube los sei“. Den meisten erschien er als ein Rätsel; man wurde aus ihm nicht klug. So urteilte zum Beispiel einer seiner Studiengenossen, der später ein nicht unbedeutender Arzt wurde, daß Barnardo älter und gesetzter als die meisten jungen Studenten schien, daß sein Kopf und sein Gesicht Fähigkeiten und gesunden Menschenverstand und der Mund Entschiedenheit verrieten. Derselbe Beobachter fährt dann fort: „Sein Lächeln, oft verbunden mit lustigem Augenzwinkern, war fröhlich und heiter, aber man

sah ihn nur selten lachen. Seine Haltung war die eines nachdenklichen, entschlossenen, eigensinnig beharrlichen Mannes. Im Benehmen und Umgang war er zurückhaltend, aber korrekt; man spürte aber bald, wie lebendigen Geistes er war, und welche Fähigkeiten er besaß." Außerdem war er fleißig, arbeitete streng und eifrig, nutzte aber jede freie Minute für den Dienst im Weinberg des Herrn, weshalb er von vielen Studenten ein „Heuchler“ genannt wurde. „Kein Wunder, daß wir ihn nicht leiden können“, war der Ausdruck des Empfindens, das die meisten seiner Umgebung teilten.

So mag noch das Zeugnis eines Zimmernachbarn im Hospital mitgeteilt werden: „Mein maßloses Erstaunen, als ich ihn das erstemal in solcher Tätigkeit sah, erregt noch jetzt in der Erinnerung meine Heiterkeit. Während wir uns durch einen Menschenhaufen hindurchwanden, stand da unser ruhiger, bescheidener, zurückhaltender Kommilitone mitten im Gedränge auf einem Stuhl, vertieft in eine Arbeit, an die sich kein anderer Student im Hospital gewagt hätte. Das Publikum respektierte seine Tüchtigkeit und hörte schweigend bis zum Schluß der Ansprache zu. — Wenn er von solch einer Gelegenheit heimkam, hatte sein Gesicht meist einen glücklichen Ausdruck, nicht den des Triumphes, sondern den der Kampfesfreude. — Mein damaliger Eindruck von ihm war: ich hielt ihn für einen sehr fähigen und guten Menschen, der bedauerlicherweise durch schroffe religiöse Anschauungen zu einer recht sonderbaren und überspannten Tätigkeit getrieben wurde und sich durch das allzu peinliche Festhalten an seiner

Auffassung von Pflicht bei den Studenten unbeliebt machte und dadurch seinem Glück im Wege stand.“

Der Student Barnardo saß nicht nur in den Hörsälen und stand nicht nur vor den Lumpenschülern, nein, er predigte auf den Gassen von Stepney. Er versuchte den „kostbaren göttlichen Samen unter Schwachheit und zuweilen unter viel Angst und Zittern zu säen“. Tief betroffen war er von der einen Tatsache, daß, während etwa die Hälfte seiner Zuhörer Kinder waren und etwa ein Viertel deren Eltern, das andere Viertel — und oft noch mehr — „aus Gliedern jener verwaorlosten Schicht bestand, aus der hauptsächlich die Insassen der Gefängnisse und jener gefallenen Frauenspersonen bestanden, die zur damaligen Zeit durch die Straßen wandelten. Alles Leute zwischen dreizehn und achtundzwanzig Jahren. Sie sind es, die uns umstehen und mit gespitztem Mund und mit offenen Ohren unserer Botschaft der Liebe lauschen.“

Die Begegnung mit Jim Jarvis

Während in den beiden vorhergehenden Kapiteln versucht wurde, die Gestalt und Persönlichkeit Barnardos ein wenig in den Vordergrund zu rücken, soll nun in den folgenden Abschnitten immer mehr das Werk selbst sprechen und uns einen Einblick in die Lebensarbeit eines Mannes vermitteln, dessen Handeln und Sinnen ein Beispiel dafür ist, wie die Botschaft Gottes und der Geist Christi unter Menschen fruchtbar wirken kann. Unermüdlich predigte Barnardo das Evangelium. Sein Zeugnis blieb nicht ohne Echo.

Keineswegs war es nun so, daß es bei diesen Straßenpredigten immer ohne Zwischenfälle abging. Barnardo mußte vieles leiden. Abwaschwasser ergoß sich über sein Haupt. Tomaten, Eier, faules Obst warf man ihm ins Gesicht, ja, Straßenkot — gut gezielt — traf seinen offenen Mund, während er betete. Hier half nur sein Humor, der nie versagte und ihm die Fähigkeit schenkte, gelegentlich „auf eigene Kosten“ herzlich lachen zu können. Gassenschlingel, Verbrecher, Dirnen waren Barnardos Umgebung. Gesindel wehrte sich gegen seine Botschaft. Kaschemmen und Kneipen übelster Art waren seine Wirkungsstätten. Manchen Schlag und manche Prügel mußte der junge Mediziner einstecken, lautlos und ohne Murren.

Rippen wurden ihm gebrochen, schmerzliche Quetschungen trug er davon. Niemals aber meldete er solche Vorfälle der Polizei; denn stets lebte er der These: „Ich habe mit dem Evangelium begonnen und möchte nicht mit dem Gesetz enden!“ Da war mancher unter dem rohen Volk von Stepney, der allzubald erkannte, daß diesem Mann namens Barnardo eine edle und wahrhaft christliche Gesinnung zu eigen war. Jene, die in den vergangenen Monaten tote Ratten, Katzen und Kaninchen in die um Barnardo versammelte Menge geworfen hatten, lagen bald darauf an der Cholera erkrankt. An ihren Betten oder Strohschütten aber kniete ein junger Student und half und betete: Thomas John Barnardo, der wußte, daß solches Handeln ihm bei den Frauen und Männern, den Burschen und Mädchen von Stepney mehr Einfluß gewährte „als jahrelanges Predigen und Unterrichten“. So konnte es dann geschehen,

daß sich plötzlich in einer für Barnardo ausweglosen Lage — irgendwo in einem finsternen, tabakverkohlten Kneipenraum — ein Mann in das Handgemenge stürzte und die rohen Gesellen anschrie: „Wenn einer von euch diesen Mann anrührt, dann bekommt er es mit mir zu tun!“ Ihn hatte Barnardo als Cholerakranken unter Einsatz des eigenen Lebens gesund gepflegt. Als ein „nach Licht und Wahrheit sich sehrender Mensch“ ging der Mann, nachdem er Barnardo gebeten hatte, auch künftighin für ihn zu beten, nach Hause und „fand schließlich Frieden in Gott“, ja, er wurde bald darauf einer der tüchtigsten Mitarbeiter des jungen Evangelisten, und seine Söhne sollten nach Jahrzehnten als Geistliche in den Londoner Elendsvierteln in großem Segen wirken.

So gewann der Name Barnardo im Laufe der Zeit einen guten Klang. Ja, es konnte passieren, daß Strolche, die dem Prediger Hut, Rock, Geldbeutel und Uhr gestohlen hatten, ihm diese notwendigen Dinge sofort zurückbrachten, als sie erfuhren, daß der Beraubte Barnardo gewesen sei.

Im Jahre 1867 benutzte Thomas John Barnardo die Osterferien, um auf der Pariser Weltausstellung im Bibelpavillon im Auftrage des weltweiten Gotteszeugen aus Bristol, Georg Müller, Gottes Wort anzubieten.

Doch ehe er über den Kanal segelte, hatte er — ein halbes Jahr zuvor — im schmutzigen Stepney jenes erschütternde Erlebnis, das seinem Leben jene Wendung gab, die zu verfolgen hier unsere Aufgabe sein soll.

Spätherbst war schon vorbei. Der November zog fröstelnd über das kalte Land. Barnardo und seine

Freunde hatten ihre erste „Schule der Zerlumpten“ in den unratüberhäuftten Gassen des östlichen Londons eröffnet. Lärmende Horden von Jungen und Mädchen strömten in diesen gemieteten Raum und ließen sich's dort gut sein; denn Wärme, Tee und Gebäck waren für sie Seltenheiten.

Doch lassen wir uns diesen so ausschlaggebenden Bericht über jene Begegnung mit Jim Jarvis von Dr. Barnardo selbst erzählen: „Eines Abends, nachdem meine jungen Schüler nach Hause gegangen waren, bemerkte ich am Herd bei dem großen Feuer, das an dem einen Ende des Raumes brannte, einen kleinen, zerlumpten Burschen, der, soviel ich bemerkt hatte, den Abend über ein ruhiger Zuhörer gewesen war. Er machte keine Anstalten zum Aufbruch, und doch war es Zeit, die Lichter auszulöschen. So sagte ich schließlich: ‚Komm, mein Junge; es ist Zeit, nach Hause zu gehen!‘ Keine Antwort! ‚Komm!‘, sagte ich, ‚du mußt jetzt sofort nach Hause gehen!‘ Dann setzte ich ein wenig zögernd hinzu: ‚Sonst suchst dich deine Mutter!‘ — ‚Bitte, Herr!‘, sagte der Junge ängstlich, ‚lassen Sie mich dableiben!‘ — ‚Dableiben? Wozu denn? Das kann ich unmöglich. Ich lösche jetzt die Lichter und schließe die Tür. Es ist hohe Zeit für einen kleinen Knaben, wie du einer bist, heimzugehen. Warum willst du denn dableiben?‘ — ‚Bitte, Herr!‘, wiederholte der Knabe, ‚lassen Sie mich doch noch bleiben; ich stelle gewiß nichts Schlimmes an.‘ — ‚Ich kann dich aber nicht dalassen. Warum willst du denn hier bleiben? Du mußt sogleich heimgehen; wenn deine Mutter erfährt, daß die anderen Knaben gegangen sind, macht sie sich Sorgen, weshalb du so lange ausbleibst.‘ — ‚Ich habe keine Mutter.‘ —

„Aber dein Vater? Wo ist der?“ — „Ich habe keinen Vater.“ — „Dummes Zeug!“ sagte ich etwas barsch, „erzähl mir keine solchen Geschichten! Du sagst, du habest weder Vater noch Mutter; gut, wo sind dann deine Angehörigen? Wo bist du zu Hause?“ — „Habe keine Angehörigen; bin nirgends zu Haus.“ — „Bürschchen!“, sagte ich, „es ist ganz umsonst, wenn du versuchst, mich zu hintergehen. Komm her zu mir und gestehe die Wahrheit! Woher kommst du? Wo sind deine Angehörigen? Wo hast du die letzte Nacht geschlafen?“ Mit langsamen, schweren Schritten kam der Knabe heran. Er setzte seine Füße in Bewegung, wie wenn sie mit Gewichten beschwert gewesen wären, und es vergingen mehrere Sekunden, bis ich ihn aus der Nähe betrachten konnte. Endlich stand er vor mir: entweder ein verlogener junger Schlingel, der eine Tracht Prügel verdiente, oder aber der ärmste Tropf, den ich je gesehen. — Aber welche der beiden Möglichkeiten traf nun zu? — Ich blickte forschend auf das Kind — denn er war kaum mehr als ein Kind —, und noch jetzt, sobald ich die Augen schließe, steht Gesicht und Erscheinung des Knaben scharf und klar vor meinem Geiste: eine kleine, dürftige, verkümmerte Gestalt, in elende Lumpen gehüllt, ekelhaft schmutzig, ohne Hemd, Schuhe oder Strümpfe. Deutlich genug konnte ich sehen, daß hier eine Form der Armut vorlag, die weit hinausging über alles, womit die lärmenden und unbotmäßigen Burschen meiner Lumpenschüler mich bisher vertraut gemacht hatten. „Wie alt bist du, mein Junge?“ fragte ich endlich. „Zehn, Herr“, erwiderte er langsam. Er sah älter aus; aber sein armseliger kleiner Körper schien eher der eines Knaben von sieben oder acht

Jahren. Sein Gesicht war nicht das eines Kindes. Es war ein abgehärmtes Altengesicht, in seinem unangenehmen Eindruck nur gemildert durch den hellen, kühnen Glanz der kleinen, scharfen Augen. Dieses traurige, übergescheite Gesicht in Verbindung mit dem Klang einer weinerlichen, hohen Stimme, wenn er redselig auf meine Fragen antwortete, verursachte mir, ich wußte nicht warum, eine scharfe Schmerzempfindung.

Ich unterwarf ihn einem strengen Verhör, aber ich muß sagen: in seiner Stimme war solch ein wahrer und überzeugender Ton, und solch eine Atmosphäre von Aufrichtigkeit umgab ihn unbewußt, daß ich bald, ehe ich mit meiner Untersuchung weit gediehen war, die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ich vor einer Entdeckung stehe. ‚Willst du wirklich sagen, mein Junge‘, fragte ich ihn zum zweiten- und drittenmal, ‚daß du in der Tat überhaupt keine Heimat hast, und daß du weder Vater noch Mutter noch Verwandte kennst?‘ — ‚So ist es, Herr. Ich lüge Sie nicht an.‘ — ‚Wo hast du gestern nacht geschlafen?‘ — ‚Drunten in Whitechapel auf dem Heumarkt, in einem Heuwagen.‘ — ‚Wie ist es zugegangen, daß du in die Schule kamst?‘ — ‚Ich traf einen Knaben, den ich kannte, und der sagte mir, ich solle mit in die Schule kommen, um mich zu wärmen; und er sagte, vielleicht lassen Sie mich über Nacht am Feuer liegen.‘ — ‚Aber‘, erwiderte ich, ‚wir lassen ja nicht offen über Nacht.‘ — ‚Ich will gewiß nichts anstellen, Herr‘, wiederholte er, ‚wenn Sie mich nur dableiben lassen. Bitte, erlauben Sie es, Herr!‘“

Thomas John Barnardo berichtet nun in aller Ausführlichkeit weiter. Doch können wir aus räumlichen

Gründen seinem Bericht nicht im Wortlaut folgen, versuchen aber, in etwas gedrängter Uebersicht dieser Begegnung in der kalten Novemberrnacht des Jahres 1866 weiterhin beizuwohnen. Es war einfach so, daß der junge Student es nicht über sein Herz brachte, den Lumpenschüler in den Ostwind hinauszustoßen, zumal er langsam zu begreifen schien, daß alles wahr sei, was Jim Jarvis bisher erzählt hatte. Auch drängte sich ihm eine schreckliche Frage auf, die er sofort loszuwerden versuchte: „Sag einmal, mein lieber Junge, gibt's wohl noch andere arme Knaben in London wie du, die keine Heimat und keine Angehörigen haben?“ Der Junge bejahte. Ein bitteres Lächeln glitt über seine Züge, als er meinte, daß er die Mengen nicht zählen könne. Barnardo wollte noch nicht glauben, was der zerlumpete Jim ihm antwortete. So nahm er ihn mit sich in sein Zimmer am London-Hospital, stärkte ihn mit Kaffee und warmem Essen und bat ihn dann, während ihn eine unmenschliche Angst befiel, ihm solche Stätten zu zeigen, wo Heimatlose und Niemandskinder zur Nacht lägen. Zuvor aber hatte er die kurze Lebensgeschichte Jims erfahren. Die Glocken hatten schon die Mitternacht verkündet, da brachen Barnardo und Jim auf und gelangten bald an einen Markt für alte Kleider nahe der heutigen Middlesex Street. Dort — unter Kisten und in Kästen, unter Karren und in Ecken — schliefen Dutzende von Burschen; weiter hinten, weil es hier vorn wegen der Polizei zu gefährlich war, schliefen weitere Burschen auf den Dächern der Schuppen, an steiler Wand hinaufgeklettert. Sie lagen dort ohne Decken, nur in ihre Lumpen gehüllt.

Sie waren zum Teil jünger als zehn Jahre und nie älter als achtzehn.

Der junge Student stand einsam und zutiefst ergriffen vor diesem Elend. Sein Herz klopfte über Gebühr schnell und stürmisch, als es in dieser stillen Nacht mitten in der schlafenden Millionenstadt jene verlassene und verlorene Kinderwelt in den Schlupfwinkeln der Elendsquartiere entdeckte. In Barnardo aber stieg ein Gebet auf. Sein erbarmendes Herz gelobte in dieser Stunde, für diesen kleinen Jim zu sorgen und Gott für die anderen zu bitten. Nie wieder wich dieses grauenerregende Bild aus Thomas' Seele. Er hatte eine neue Welt entdeckt, Kinder, die keine Heimat und keine Eltern hatten, Kinder, für die der Name Waisen zu schwach war. Niemandskinder nannte er sie. Und Jim Jarvis war der Erstling unter Tausenden. Sein Geschick steht hier aufgezeichnet für unzählige andere, ähnliche, schlimmere, erschütterndere.

Der Mond stand über Stepney, als der junge Mediziner und sein Freund Jim über die Whitechapelstraße hinunter nach Hause gingen. Nie war das Herz Barnardos aufgewühlter gewesen als in dieser kalten Novembernacht, in der das Werk, von dem heute alle Welt spricht, erst so recht begann.

Ein nächtliches Gespräch

Eines Tages erreichte den Kandidaten der Medizin Barnardo durch die Morgenpost ein Brief des Lord Shaftesbury. Dieser edle Herr war seit Jahrzehnten darum bemüht, das Los der Armen und Heimatlosen zu mildern. Ihm verdankt England die ersten Ein-

griffe in die soziale Struktur: er milderte die Not, weckte durch Aufrufe das Herz der Parlamentarier, erwirkte durch Gesetze die Milderung der Notstände, besonders aber nahm er sich der verwahrlosten Kinder im Ostend an. So war dieser Graf auch Vorsteher der Londoner Lumpenschulen. Nun hörte er durch die Presse von Barnardos Kampf und Mission und bat ihn zu sich.

Einige Wochen zuvor hatte nämlich der junge Mediziner von sich reden gemacht. Auf einer Missionsversammlung in der Agricultural-Hall war auch Barnardo anwesend. Man wartete auf den Redner. Er kam nicht. Was sollte geschehen? Doch der Veranstalter, Dr. Davidson, wußte sich zu helfen, als er Barnardo neben sich sitzen sah. Er erhob sich und verkündete den zahlreichen Anwesenden: „Unser junger Freund hier, ein Student der Medizin, der im Ostend unter den Gassenjungen tätig ist, wird uns nun etwas von seiner Mission berichten.“ Der nicht wenig erschrockene Barnardo willigte wortlos ein und erzählte in schlichten Worten. Er hinterließ einen tiefen Eindruck. Die Zeitungen berichteten am nächsten Morgen über Barnardos Lebenserfahrungen. Auf diese Weise erfuhr Lord Shaftesbury von diesem jungen Streiter. Nun lud er ihn zu sich.

In des Grafen Haus am Grosvenor Square fand Barnardo weitere Gäste. Der Lord zog den jungen Mediziner nach dem Essen zu sich und fragte ihn nach seinen Erfahrungen. So lernte der Graf die Geschichte des Niemandskindes Jim Jarvis kennen. Mit Tränen in den Augen vernahm er sie.

Der kleine Jim hatte seinen Vater nicht gekannt. Seine Mutter war gestorben, als er fünf Jahre alt

war, nachdem sie zuvor immer krank gewesen und in einem Spital gelegen hatte. Nun lief der Junge davon, ging mit anderen Gesellen hinunter an die Themse, nach Wapping. Dort lebte eine alte Frau, die seine Mutter noch gekannt hatte. Sie war gut gegen ihn. Hier durfte er in einem Schuppen schlafen. Bald darauf fand er Arbeitsmöglichkeit bei einem Auslader auf dem Fluß als Handlanger. Dieser Mann war roh, gab ihm kaum zu essen, dafür um so mehr Prügel. Oft ließ er ihn tagelang auf dem Boot. Immer wieder versuchte der kleine Jim, diesem „Fluch-Richard“ — wie er den Mann nannte — davonzulaufen; doch dieser Unmensch ließ es nicht zu. Er nahm einen bissigen Hund an Bord und hetzte ihn mehr als einmal im angetrunkenen Zustand auf seinen Zögling, so daß dieser mehrere Hundebisse aufwies. Schließlich wurde er erlöst durch einen Fremden, der das Schiff betrat. Diesen forderte Jim auf, mit dem Hund einen kleinen Augenblick unter Deck zu bleiben. Dann nutzte er diese Gelegenheit und verschwand von Bord, raste zum Fleischmarkt, bettelte und verrichtete wiederum Handlangerdienste, schlief im Freien am Fluß, entwich der Polizei, wo immer es ging, kam eines Tages für eine Woche ins Armenhaus, lernte Kälte, Hunger, Frost und Unbarmherzigkeit kennen, erlitt Krankheiten und wurde mißhandelt, erfuhr nichts von Gott und Christus. Erst durch die Begegnung mit Barnardo hörte er vom Himmel und vom Kreuz. Und als der Medizinstudent ihm die Geschichte von Jesus erzählte, zeigte Jim größte Aufmerksamkeit, kniete mit dem Studenten nieder und betete mit ihm. Und Barnardo schloß seinen kurzen Bericht mit den Worten: „Als ich aufstand,

waren die Augen des armen Kindes voll Tränen, und ich hatte das Gefühl, daß sein junges Herz im Begriff war, sich der sanften Stimme des Guten Hirten aufzutun.“

Der Graf dankte dem tapferen Jüngling für seinen Bericht und lobte sein Verhalten. Schließlich fragte er ihn, ob es wirklich so sei, daß heute noch Gruppen von Kindern bei Nacht ohne Obdach in allerlei Schlupfwinkeln schliefen. Barnardo mußte diese Frage bejahen; doch schien es so, als könnten der Lord und die anderen Herren der Gesellschaft diese trostlose Antwort nicht hinnehmen, ohne selbst gesehen zu haben, was der junge Student verkündete. Nun beschloß man, noch in dieser Nacht eine Gruppe solcher Niemandskinder aufzusuchen. So zog die Gesellschaft kurz nach Mitternacht hinaus, mietete einige Droschken und fuhr ostwärts nach Stepney. In der Nähe des Billingsgate-Fischmarktes, unweit der Themse und des Towers, fand sie ihr Ziel: in Fässern und Kisten und unter Segeltüchern steckten die Burschen in ihren Lumpen, Burschen ohne Heimat, ohne Eltern, ohne Verdienst, Schule und Nahrung. Man bat die Wachwerdenden, aus ihren Verstecken hervorzukommen. Doch nichts regte sich, sie fürchteten die Polizei. Erst als einer auf den Gedanken kam, ihnen Geld zu versprechen, gelang es. Die Segeltücher fielen zusammen, die Kisten sanken um, die Fässer rollten zur Seite: im Nu standen 73 Mann, groß und klein, alt und jung, vor der hohen Gesellschaft aus dem Londoner Westen, der die ärmlichen und übelriechenden Lumpen der Verwahrlosten wie eine Ausgeburt der Hölle erschienen. Und dennoch ahnte sie nicht, daß ihre eigene Zurückhaltung und

ihr Sich-nicht-darum-kümmern zu einem Teil als Schuld an diesen Geschehnissen bezeichnet werden mußte. Der Graf lud nun die ganze Schar in eine Gastwirtschaft zu Butterbrot und heißem Kaffee ein und gab ihr das versprochene Handgeld. Dann schied er mit seinen reichen Gästen und fuhr nach Hause zurück.

Thomas John Barnardo aber bat Gott, daß er nie wieder „so etwas sehen müsse“. Seine Seele war aufgewühlt, seine Augen schmerzten. In seinem Herzen aber klangen jene Worte nach, die Lord Shaftesbury beim Abschied zu ihm gesagt hatte: „Ich bin Gott für Ihre Arbeit unter diesen Kindern dankbar. Diese Burschen müssen aus ihrem furchtbaren Los gerettet werden. Sie beabsichtigen, als Missionar nach China zu gehen. Das ist ein edles Ziel; Gott braucht in China viele Arbeiter. Ich bitte Sie jedoch: Beten Sie ernstlich über das heutige Erlebnis! Vielleicht beruft Gott Sie zur Arbeit unter diesen verwahrlosten Kindern unserer Großstadt. Gott segne Sie und führe Sie die rechten Wege!“ Schon seit seinem Erlebnis in jener Mondnacht, als er unter Jims Führung zum ersten Male die Niemandskinder sah, trat der Drang, nach China zu kommen, in seinem Herzen zurück, und zwar zugunsten der zerlumpten Londoner Jugend. Nun fragte er sich immer wieder, welches wohl der rechte Weg sei. Sein Anliegen stellte er Gott vor. Aber nur nach und nach bekam Barnardo immer mehr Klarheit. Gott schenkte ihm Erkenntnis nach Erkenntnis. Und auch in dieser Nacht — im Osten dämmerte schon der Morgen — war dem jungen Medizinstudenten, als sei der Rat des Lords eine Stimme Gottes.

Und fortan war Barnardo davon überzeugt, daß der Herr durch seine Helfer und Mitarbeiter alles beschaffen werde, was nötig wäre für ein Werk im Osten Londons, das in seinem Dienst und Auftrag getan würde.

Er hörte nun nicht mehr auf, dafür zu flehen. Und er dachte an das Zögern des großen China-Inland-Missionars Hudson Taylor, als es darum ging, ihn sofort auf das Missionsfeld nach China zu schicken. Gottes Zögern schien es ihm nun zu sein. Und er begriff, daß des Herrn Wege andere sind als die der Menschen.

Die offene Tür

Das Niemandskind Jim Jarvis, das dem jungen Mediziner so ans Herz gewachsen war, lebte inzwischen — wie auch einige andere Kinder, die Barnardo aus ihrem Elend erlöst hatte — in guten Verhältnissen bei christlichen Pflegeeltern, die auf diese Weise ihr Scherflein für die Sache des Herrn gaben.

Als der Sommer des Jahres 1867 in hoher Blüte stand, schrieb Thomas John Barnardo für die christliche Zeitschrift „The Revival“ einen Artikel, in dem er über den Anfang seiner Arbeit in den Elendsquartieren des Londoner Ostens berichtete. So wies er als Vorsteher der Lumpenschule von Stepney darauf hin, daß der Mangel an Raum und Mitteln so groß sei, daß die Durchführung des Werkes darunter litte. Sodann schrieb er den Lesern von seinem großen Verlangen „nach diesen armen Seelen, die wie Schafe ohne Hirten in die Irre“ gingen. Schließlich

wagte er es, folgenden Vorschlag zu machen: „Es sollte ein großes Gebäude erworben werden, das etwa 600 Personen fassen könnte. Dann sollten das nötige Personal und freiwillige Hilfskräfte gewonnen werden, nämlich etwa vierzig bis fünfzig ernstgesinnte christliche Brüder und Schwestern aus den verschiedenen Kirchen und Kapellen der Umgebung. Der Anfang soll durch die Veranstaltung eines Teeabends gemacht werden, zu dem die Leute, die man zu erreichen beabsichtigt, durch Karten einzuladen sind. Andererseits soll der Raum jeden Sonntagabend zu einer gewissen Zeit für Knaben, Mädchen und junge Leute von der Straße offenstehen. Ferner sind etwa sechs bis acht große Gesangsbrigaden mit Fahnen ins Leben zu rufen, von denen eine jede zwei Stunden vor dem Gottesdienst unter Absingen von Sonntagsschulliedern durch die Gemeinde ziehen soll, um die Leute zum Besuch der Versammlung aufzumuntern. Sind dann die Leute einmal bei uns, dann wollen wir die Weisheit bei dem suchen, der der Weisheit Ursprung ist, und den Leuten die grenzenlose Liebe Gottes und Christi schildern. Ohne Zweifel müssen wir danach trachten, jeden Sonntag Ansprachen von verschiedenen Brüdern oder Schwestern bieten zu können, die Gott gesegnet hat, und die in solcher Arbeit erfahren sind.“

Die Geldmittel für diese erweiterte Arbeit erbat sich der junge Student von Gott; er sorgte sich nicht darum. Dieser Aufruf hatte Erfolg, er weitete die Herzen der Menschen und machte sie bereit, den Gassenjungen und -mädchen, den Dieben und Dirnen zu helfen, aus ihrer Not zu kommen. Schon bald mietete Barnardo wesentlich größere Räumlichkei-

ten, in die er seine „Gäste“ bat: „Eine derart rohe Menge sah man in Stepney noch nie beisammen; der Lärm und das Getriebe waren schrecklich.“ Aber das Werk gedieh. Man erwartete Größeres, da griff Gott — für das menschliche Empfinden schier unglaublich — ein. Die Räume wurden gekündigt, ein neuer Besitzer beehrte sie für sich. Bitten und Flehen halfen nicht, es blieb bei des Eigentümers unerbittlicher Forderung. Zur gleichen Zeit erkrankte Barnardo lebensgefährlich. Freunde setzten die Arbeit in dem bescheidenen Lokal einer armseligen Straße fort. Doch war sie viel bescheidener als zuvor. Bereits im Frühjahr des folgenden Jahres siedelte man in zwei winzige Häuser am Hope-Park um. Barnardos Werk erhielt nun den Namen: „Die Ostend-Jugendmission“, deren erster Jahresbericht bereits zu Beginn des dritten Quartals 1868 vorlag.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Thomas John Barnardo immer noch Medizin studierte und sich auf sein Abschlußexamen vorbereitete; auch war der Gedanke, als Arzt in China zu wirken, noch nicht völlig aufgegeben. Doch sein Herz schlug in geradezu „leidenschaftlicher Liebe“ für die heimatlosen Kinder in den Gassen entlang der Themse. Wie atmete er auf, wenn er Bücher und Berufspflichten hinter sich lassen konnte, um in alten Kleidern durch Stepney, Whitechapel, St. George und Limehouse helfend zu wandern! Gesteht er doch einmal: „Ich kann nicht leugnen, daß ich mich nie mehr zu Hause fühlte und nie glücklicher war, als wenn ich unter diesen rauhen Gesellen lebte und für sie betete.“ Durch viel Gebet hielt er den menschlichen Anfechtungen stand. Nie ließ er nach, um Gottes Leitung zu bitten.

Immer wieder erkannte er, wie sehr ihm daran gelegen war, seine Aufgabe zu erfüllen, die vom Herrn kam und alle persönliche Liebhaberei ausschloß: „Ich erinnere mich, daß ich häufig im Gebet zu meinem himmlischen Vater sprach: Lieber möchte ich sterben, als dieses Werk oder irgendein anderes gegen deinen Willen und ohne deine Gegenwart und Leitung zu beginnen und fortzuführen. Indem ich fortwährend bestrebt war, der göttlichen Leitung gewiß zu werden, wurde ich eines Tages nach anhaltendem Gebet auf das für mich bedeutsame Wort hingewiesen: Ich will dich mit meinen Augen leiten! Seither stehe ich unter dem Eindruck, daß darin alles enthalten ist, was ich bedurfte. Ich nahm die Worte als endgültige Antwort auf mein Gebet und als eine mir persönlich gegebene Verheißung.“

Gott der Herr hat seit je die Gebete seiner Knechte erhört. Barnardo fühlte allzudeutlich, wie Gott mit ihm war und ihm gelingen ließ, was er zu allen Stunden erflehte, und daß der Herr ihm half, Anfechtungen und Schwierigkeiten zu bestehen.

So entstand am Stepney Causeway — im Haus Nummer 18 — jenes erste „Knabenheim“, das der Mittelpunkt dieses ganzen Werkes an Niemandskindern bleiben sollte. Im Buch des Propheten Jesaja fand Barnardo im 60. Kapitel den Vers: „Und deine Tore sollen stets offen stehen, weder Tag noch Nacht zugeschlossen werden.“ Diese Worte hatten den Mediziner so tief ergriffen, daß er über die Tür des Heimes in großen Buchstaben die Aufschrift setzen ließ: „No destitute child ever refused admission“ (zu deutsch: Kein heimatloses Kind wird abgewiesen).

Dieses erste Heim von bleibender Bedeutung wur-

de — so schrieb Barnardo zwanzig Jahre später — eröffnet „unter Mißachtung aller Regeln weltlicher Klugheit“; denn er besaß weder Kapital noch hatte er die Aussicht, solches zu bekommen.

Der Plan des Heimes sah vor, drei verschiedene Gruppen zu versorgen. Es sollten junge Arbeiter, die ein geregeltes Einkommen hatten, aber in verderblicher Umgebung lebten, gegen Bezahlung aufgenommen werden. Daneben sollten tüchtige und willige Burschen, die keine Arbeit bekommen konnten, dort ein Unterkommen finden. Und schließlich und hauptsächlich war das Heim für jene Niemandskinder, deren Leben ohne Liebe und ohne Barmherzigkeit ein einziger notvoller Aufschrei an das Gewissen der Menschheit war. So lautete der Plan. Doch — und das war selbstverständlich — wurde mit der Arbeit an der dritten Gruppe begonnen. Das schlichte Haus konnte 60 Kinder aufnehmen, es hatte einen Hof und Nebengelasse. Im Weihnachtsmonat des Jahres 1870 wurde das Knabenheim von Stepney eröffnet.

Bald erreichten Barnardo mancherlei Gaben. Die Einkünfte — von Gott im Gebet erfleht — wuchsen. Das Heim entwickelte sich, wurde vergrößert und erweitert, so daß 1872 bereits achtzehn Gebäude durch diese Anstalt belegt waren, ja, 1885 gehörte ein vollständiges Häuserviereck am Stepney Causeway — es waren die Nummern 18 bis 26 — zu dem Knabenheim des Dr. Barnardo, dessen unermüdliches Verhandeln und sofortiges Zugreifen diese geschickte Lösung ermöglichten.

So wuchs das Werk, eine Oase im Lärm und Schmutz der Weltstadt, weit über die Grenzen Step-

neys hinaus, über ganz England hin. Das Neue, das Schöne und Einmalige in diesen Anstalten war, daß sie den Charakter von wirklichen Heimen hatten, denen alles Gefängnis- und Zwanghafte fehlte. Das war Barnardos Ideal. Ihm strebte er zu, vom Geiste Christi geleitet. Die Niemandskinder sollten in den Heimstätten dieses jungen Gotteszeugen — wie er es einmal einer Helferin gegenüber äußerte — „meine Kinder“ werden, „und ich will sie als solche behandelt wissen“.

Das Heim wuchs, Gebäude wurden miteinander verbunden, Erweiterungen entstanden, Hunderte von Kindern wurden fest aufgenommen, Tausende durchliefen die Heime. Die Räumlichkeiten wurden verbessert, ein Spielhof, ein Schwimmbad, eine Bibliothek, eine Kapelle, eine Turnhalle und andere notwendige Räume — besonders Werkstätten für die verschiedensten Berufe — entstanden.

Barnardo hielt Tag und Nacht eine Tür des Hauses offen und ließ zwischen Abend und Morgen an ihr eine Lampe brennen. Das heißt nun aber nicht, daß „jeder abgerissene Schlingel“ unbesehen hineinschlüpfen und in der „fast paradiesischen Umgebung ein Schlaraffenleben führen“ konnte. Sicherlich, jedes Kind, das an die offene Tür kam, wurde zunächst einmal aufgenommen; dann aber wurde untersucht, ob es wirklich völlig verlassen und hilflos war, denn es konnte ja sein, daß noch jemand lebte, dem man die Fürsorge für dieses Kind mit gutem Gewissen anvertrauen konnte. Erst wenn die peinlich genauen Nachforschungen die tatsächliche Hilflosigkeit des Kindes ergaben, wurde es angenommen.

Wer also kam nun wirklich in das Heim? Zu-

nächst die Waisen und die Niemandskinder und „jene Waisen, deren Unglück es ist, daß sie noch Vater und Mutter haben“. Es wurde immer von Fall zu Fall entschieden, doch bildeten sich gewisse feste Regeln, die aus Barnardos mancherlei Erfahrungen wuchsen. So wurde zum Beispiel kein Kind in das Haus genommen, dessen Vater am Leben war, es sei denn, der Vater war ein Verbrecher oder Mörder, ein Krüppel, ein Kuppler oder Landstreicher. Auch wurde kein Kind aufgenommen, dessen Mutter noch lebte, gesund und arbeitsfähig war, es sei denn, sie war eine Dirne oder Süchtige, deren lasterhafter oder verbrecherischer Lebenslauf das Kind gefährden könnte. Oft fiel die Entscheidung, jemanden abzuweisen, recht schwer. Doch galt für Barnardo, daß er im Rahmen dieses bescheidenen Werkes nur die Allerbedürftigsten zu sich ziehen konnte, obwohl er genau darum wußte, daß Tausende seines Schutzes und dieser seiner Hilfe bedurften. Was aber nie die Aufnahme hinderte, sondern eher förderte, waren: Alter, Geschlecht, Glaubensbekenntnis, Nationalität, Krüppelhaftigkeit, Blindheit, unheilbare Krankheit. Eine Ausnahme bildeten die Geisteskranken und Epileptischen, die in entsprechende Anstalten weitergeleitet wurden. In all diesen Jahren, in denen das Werk am Causeway wuchs, vergaß Thomas John Barnardo nie, auch weiterhin in die Schlupfwinkel der heimatlosen Waisen zu pilgern, sie aufzustöbern, sie zu trösten, ihnen zu helfen und ihnen von Christus zu erzählen.

Wie verlief nun ein Tag im Knabenheim von Stepney? Schon am frühen Morgen — gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr — weckte ein Trompetensignal die Schlafenden. Ein

erfrischender Frühsport belebte Geist und Körper. Dann kam das Frühstück an die Reihe, die Morgenandacht folgte, um 9 Uhr saßen die Burschen bereits in der Schule, deren Unterricht bis 12 Uhr dauerte. Nach dem Mittagessen turnte und spielte man, um dann nochmals unterrichtet zu werden, meistens in der Werkstatt, um auf diese Weise praktische Arbeit zu leisten. Das dauerte bis $1\frac{1}{2}$ Uhr, während um 6 Uhr bereits das Abendessen begann; anschließend folgte erneut Turnen, auf das Barnardo sehr viel Wert legte, doch wurde auch dem Spiel genügend Raum gegeben. Als Abschluß des Tages lauschten die Kinder der Abendandacht, dann stiegen sie ins Bett, und um 9 Uhr lag der ganze Häuserblock im Dunkel.

Wir haben schon vernommen, daß Barnardo grundsätzlich auch die praktische Arbeit und besonders die in den Werkstätten mit in den Tagesablauf einschloß; ihm lag ja daran, seine Kinder sinnvoll in die Lebensgemeinschaft der Menschen einzugliedern, was am besten geschehen konnte durch die Heranbildung für einen bestimmten Lebensberuf. So bemerkte Barnardo eines Tages, daß die Erfahrung gezeigt habe, daß „der Bursche später im Leben am besten vorwärtskommt, der seine Hand in irgendeinem Beruf besonders ausgebildet hat“.

Barnardo erzog seine Knaben zu Ordnung und Selbsthilfe. Nicht nur, daß sie ihre Zimmer selbst aufräumten und in den Werkstätten mancherlei für den eigenen Gebrauch schufen, nein, sie hatten auch eine eigene Feuerwehr, eine eigene Marineabteilung, über deren Bedeutung wir später noch hören werden, und einige eigene Musikkapellen. Doch am meisten lag Barnardo die Pflege und die Stärkung

der jugendlichen Seele am Herzen. So diente der Knecht Gottes, der nun genau um den Weg wußte, den der Herr mit ihm vorhatte.

Er hat uns selbst überliefert, was sein Wunsch und Gebet war, wofür er unentwegt arbeitete: „Es ist etwas Großes, daß die Zöglinge der Anstalten es lernen, lasterhafte Gewohnheiten aufzugeben, daß sie lernen, zu gehorchen, ihre Pflicht zu tun und sich an ein anständiges, geordnetes Leben zu gewöhnen. Aber es ist nicht alles, es ist in der Tat nicht mehr als nur das äußerliche und sichtbare Zeichen von dem, was ich mit größtem Ernste erstrebe, und wofür ich arbeite: eine Aenderung des Herzens. Ja, mein Herzenswunsch und mein Gebet zu Gott für die Kinder ist, daß sie gerettet werden möchten, nicht nur für das gegenwärtige, sondern auch für das zukünftige Leben; und ich weiß keinen Weg, auf dem dieses letztere erreicht werden könnte, als durch einen Unterricht, eine vom Geist des Gebets getragene Erziehung und ein Vorbild, die alle darauf abzielen, jedes Kinderherz durch Glauben und Liebe mit der Person Christi als eines gekreuzigten und auferstandenen Heilandes zu verbinden. Wahrhaftig, ich halte nicht viel von einer Reformation, die nicht im Herzen beginnt und dann, nach außen wirkend, durch Gottes Gnade zuerst die Neigungen und Willensregungen ändert und erneuert und den Lebenswandel umgestaltet.“

Im Edinburger Schloß

Wenn man den Stepney Causeway nach Osten entlangschritt, so erreichte man nach zehn Minuten

das sogenannte „Edinburgher Schloß“, jenen „Schnapspalast“, der von einer großen Menge Menschen besucht und in dem Tag und Nacht getanzt wurde. An jenem Ort der Sünde und des Lasters erwuchs ein neuer Brennpunkt Barnardoscher Missionsarbeit. Inzwischen war nämlich unser junger Doktor auf das erschütternde Ergebnis gestoßen, daß 85 Prozent der verwahrlosten Kinder ihr Elend und ihre Not der Trunksucht ihrer Eltern und Großeltern verdankten. So wurde es Barnardo immer klarer, daß er gegen dieses Uebel, das sich ihm in so erschütternder Weise offenbarte, vorzugehen hatte. In Zukunft legte er seine Liebe daher wieder verstärkt auf das Rettungswerk an Erwachsenen; jedoch blieb das Wirken an den Kindern aufs engste mit diesem neuen Tun verbunden: dem Elend der Kinder sollte in wirksamster Weise abgeholfen werden durch den Dienst an jenen Menschen, deren lockerer Lebenswandel erst die Kümmernisse und Lieblosigkeiten schuf, unter denen die Kinder litten.

So wurde im heißen August des Jahres 1872 gegenüber jenem verrufenen Vergnügungspalast in Limehouse ein mächtiges Zelt aufgebaut. Nun begann man von dort aus jenen unvergeßlichen Missionsfeldzug gegen Sünde und Lust, gegen Alkohol und Kuppelei. Es mag hier gleich vorweggesagt werden, daß diesem großen Werk Barnardos ein segensreicher Erfolg beschieden war. Der durch Gebet und Fürbitte angerufene Gott versagte auch hier seinen Beistand nicht. So konnte es geschehen, daß sich Tausende von Menschen wandelten, und daß sich Hunderte von Menschen bekehrten. Diebe, Mörder, Kuppler und Dirnen begannen ein neues Leben. Und

jeder dieser Menschen, der neu anfang, unterschrieb eine Enthaltensamkeitsverpflichtung. Während dieses Evangelisationsfeldzuges bekam man über 4000 solcher Verpflichtungen. Die Namen wurden sorgfältig registriert, ihre Träger seelsorgerlich betreut. Sicherlich ist der innere Gewinn dieses Gotteswirkens im Zelt nicht mit Zahlen zu belegen; denn der Geist weht, wo er will. Zwei jener „Schnapspaläste“ mußten schließen, darunter auch das „Edinburgher Schloß“. Doch „das Land, das erobert worden war“, wollte Barnardo „auch besitzen“. So griff er erneut zur Feder und schrieb einen Aufruf, der in einem christlichen Blatt abgedruckt wurde. In ihm legte er seinen Freunden in Stadt und Land als den „Sachwaltern Gottes“ den Erwerb jenes „prächtigen Gebäudes mit achtzehn Räumlichkeiten“ ans Herz. Dort könnten sie in einem großen, luftigen Saal 200, im Konzertsaal sogar 1100 Menschen unterbringen. Außerdem sei genügend Hofraum vorhanden, um bei günstigem Wetter noch zusätzlich Zelte aufschlagen zu können.

Den Lesern schien dieser Weg ein Zeichen Gottes. Recht schnell flossen Gaben und Gelder, so daß bereits nach einem Monat das „Edinburgher Schloß“ Barnardo gehörte, obwohl er zur Stunde der öffentlichen Versteigerung nur zwei Drittel der sechsstelligen Forderung zur Verfügung hatte. Wie Barnardo vor, während und nach der Auktion die Hände gefaltet und ohne aufzuhören Gottes Rat und Hilfe erfleht hatte, so tat er nun dasselbe, um das restliche Drittel des Kaufgebotes zur festgesetzten Stunde zu erhalten. Als der Morgen des Tages anbrach, an dem die gesamte Summe fällig wurde, fehlten noch hun-

dert Pfund. Gegen elf Uhr gab ein Freund, wie er sagte, noch „einen letzten Schuß auf die feindliche Festung ab“: dieser Schuß bestand aus hundert englischen Pfund. Eine halbe Stunde später zahlte Dr. Barnardo die Summe auf das erbetene Konto. „Wie gut ist unser Gott!“ rief er aus, „wie zuverlässig sind alle seine Verträge! Liebe Freunde und Helfer, wollt ihr nicht, wenn ihr dies lest, euch mit uns zu einem Loblied und zu einem triumphierenden Halleluja vereinigen?“ Sieben angesehene Männer bildeten ein Kuratorium; das „Edinburgher Schloß“ wurde zur „People's Mission Church“ (Volksmissionskirche). Der Pfarrer dieser Kirche war Thomas John Barnardo. Dreizehn Jahre diente er ihr. Unentwegt war dieser Gottesmann unterwegs, evangelisierte, predigte, widmete drei bis vier Stunden täglich den Hausbesuchen. Als sein Lebenswerk hat er aber auch zu dieser Zeit die Arbeit an den Kindern betrachtet; so gehörten auch die Mädchen und Jungen der Barnardoschen Anstalten in London, also in erster Linie die Knaben von Stepney, zur ständigen Gemeinde im „Edinburgher Schloß“. Immer wieder bat man Barnardo, dessen Einfluß als Prediger wuchs und wuchs, das Rettungswerk an den Niemandskindern in andere Hände zu geben, damit er sich ganz dem Amt des Predigers und Evangelisten widmen könne. Doch mehr als einmal erklärte er dann: „Ich fühle, daß mein Meister mich für meine Kinder gerufen und sie mir als Lebensaufgabe ans Herz gelegt hat; ihnen will ich nicht davonlaufen.“ Erst 1881 erhielt die stets wachsende Gemeinde einen zweiten Geistlichen, da die Arbeit für Barnardo allein nicht mehr tragbar war. Drei Jahre danach wurde der Palast

umgebaut und so vergrößert, daß über 3000 Menschen in ihm Platz finden konnten. Ja, es dauerte nicht lange, da konnte Barnardo eine zweite Stätte des Lasters, das „Dublin-Schloß“, erwerben. Auch hier errichtete er ein Missionszentrum. Nun hatte diese Kirche zwei Wirkungsplätze. Barnardo machte zwar aus diesen beiden Schnapshöhlen nicht nur kirchliche Räume, sondern versuchte auch auf andere Weise den Menschen dieser verwahrlosten Elendsviertel zu dienen: beide „Schlösser“ wurden zugleich zu alkoholfreien Gasthöfen.

Wie ging es nun zu in jener Volksmissionskirche? Hören wir, wie es uns von Immanuel Friz geschildert wird: „Das ‚Edingburgher Schloß‘ ist die Stätte einer immer ausgedehnteren Predigt- und Missionstätigkeit geworden. 1896 fanden im Laufe des Sonntags nicht weniger als zwölf gottesdienstliche Veranstaltungen statt. Der Nachmittagsgottesdienst (Barnardo rechnet mit einer Durchschnittsgemeinde von 2500 Personen; abends sind alle 3200 Sitzplätze besetzt) wird durch viel Gesang für die Arbeiterbevölkerung besonders anziehend gestaltet; es fehlt neben Orgel und Sängerkhor auch nicht an einer Kapelle von Blas- und Streichinstrumenten. Barnardo selbst war von Haus aus unmusikalisch; als er aber das Lied als wertvolles Mittel für die religiöse Einwirkung erkannt hatte, fing er an, selbst zu singen, und in seiner Erziehungsmethode hat die Musik eine bevorzugte Stelle. — Die Abende in der Woche sind durch Versammlungen der Männer, Jünglinge, Mütter, Fabrikmädchen belegt; Buchhandlung und Turnhalle dienen wichtigen Zwecken; Unterrichtskurse für Arbeiter, zum Beispiel in Rechnen und Stenogra-

phie, sorgen für Förderung im weltlichen Beruf. Der Samstagabend gehört dem Heer der Mitarbeiter zu gemeinsamem Gebet. Eine Schwesternschaft von Diakonissen und eine Lumpenschule schließen sich an die Missionskirche an.“

Die ganze Not Ostlondons wurde in den gastlichen Räumen dieser jungen Kirche eingefangen und zu ersticken versucht. Was Barnardo einst im Kleinen in den versteckten Winkeln, Schuppen, Lagerplätzen und Hinterhöfen bewerkstelligte, das versuchte er nun im Großen in den Sälen der Missionszentren zu schaffen. Mühsam war all seine Arbeit. Nur der Aufblick zu Gott und die Dankbarkeit einiger Menschen ließen ihn durch all die Jahre hin diesen Dienst tun.

Die Zeit verging, Monat um Monat verstrich. Jeder aber brachte die Arbeit einen Schritt voran, so daß Barnardo im Jahre 1890 von seinem Missionswerk bezeugen konnte: „Ich sage nur die nüchterne Wahrheit, wenn ich behaupte, was von vielen Zeugen bestätigt wird, daß Tausende von Angehörigen der arbeitenden Klasse hier zum erstenmal in ihrem Leben Auge in Auge der Wahrheit des christlichen Glaubens gegenübergestellt worden sind und zu den Füßen Christi und in der Fülle seines Evangeliums Vergebung, Frieden und Heiligung gefunden haben, die Kennzeichen einer neuen Kreatur in Christo Jesu.“

Auf dem Lande

Am 17. Juni des Jahres 1873 stand der weltbekannte Prediger Charles Haddon Spurgeon vor dem Altar seines „Metropolitan Tabernacle“ zu London und

vollzog die Trauung an einem jungen Paar, das sich vor zwei Herbstern zum ersten Male gesehen hatte. Es waren Fräulein Syria Luise Elmslie, die Tochter eines reichen Kaufherrn zu Richmond, und der junge Thomas John Barnardo, der Vater der Niemandskinder von Stepney. Die beiden Brautleute hatten sich in gemeinsamer Arbeit für die Lumpenschule und in der Armenfürsorge kennengelernt. Eigentlich sollte ja die Trauung in Richmond stattfinden, doch wollte Barnardo seinen armen Freunden in Ostlondon nicht zumuten, viel Geld für eine lange Fahrt ausgeben zu müssen. Hinzu kam, daß das Tabernakel Spurgeons 6000 Menschen faßte. Bis auf den letzten Platz war die Kapelle gefüllt, als das junge Paar Gott ewige Treue gelobte.

„Der junge Mann mit der Laterne“ — wie man den in später Nachtstunde durch die Gassen wandernden und im frühen Morgengrauen zu kurzer Ruhe heimkehrenden Barnardo nannte — war von Herzen froh über diese Verbindung, öffnete sich ihm doch nun auch der bisher versperrte Weg, ein Rettungswerk für Mädchen aufzubauen.

Schon während das Ehepaar für wenige Wochen an der See weilte, machte es sich Gedanken über die Möglichkeiten zur Errichtung eines Mädchenheimes. Ohne ihr Wissen erschien in der Zeitschrift „Christ“ der Aufruf eines Freundes: man solle Barnardo und seiner jungen Frau doch ein Hochzeitsgeschenk überreichen, und zwar in der Form eines Fonds zur Schaffung eines Heims für verwahrloste und gefallene Waisenmädchen. Der Aufruf hatte großen Erfolg. Schon als die Barnardos ihren ersten Teeabend mit 1000 Gästen — die zu ihrer Begrüßung erschienen

waren — im „Edinburger Schloß“ veranstalteten, hatten sie neben den erforderlichen Mitteln auch noch den kleinen Sommersitz „Mossford Lodge“ im nahen Essex als Geschenk erhalten. Bereits nach einem Jahr war dieses Haus mit fünfzig obdachlosen Mädchen gefüllt. Sehr bald trennte sich Barnardo von dem Prinzip der Unterbringung von möglichst vielen Mädchen unter einem Dach, wobei das Leben aller nach einem allgemeinen Plan in gleicher Weise verlief. Es war ihm nämlich klargeworden, daß zu viele Möglichkeiten für schlüpfrige Gespräche und undienliche Handlungen vorhanden waren. Allzudeutlich verspürte er, wie grausame Mächte der Finsternis in den aufgewühlten Seelen der Mädchen wirkten, ja, wie alles mit Mühe und Sorgfalt Zustandegebrachte wieder eingerissen wurde. Er legte Gott seine inneren Nöte dar und wartete geduldig auf eine Antwort des Herrn. Er empfing sie in einem Traum. Die Mädchen müßten in Gemeinschaften kleiner Familien in freundlichen Einzelhäusern auf dem Lande untergebracht werden und unter der seelsorgerlichen Anleitung einer Hausmutter wohnen und wirken. Der 68. Psalm stützte diesen Gedanken; denn dort heißt es in der englischen Bibel: „Gott stellt den Einsamen in Familiengemeinschaft.“ Auch dieses Wort war ihm im Traum gezeigt worden. Barnardo dankte für diese ermunternde Antwort und erließ sogleich einen Aufruf in der Zeitung: man möchte ihm die Möglichkeit geben, seinen Plan zu verwirklichen. Bereits wenige Wochen danach empfing Barnardo — während er auf einer Tagung in Oxford weilte — von einem unbekanntem Menschen die erste Gabe: ein solches Häuschen nämlich, wie es sich Barnardo

gedacht hatte. Weitere Beiträge folgten, und als der Juni des Jahres 1875 über das flache Land um London zog, begann man mit dem Bau von elf kleinen Häusern. Als Barnardo starb, zählte man siebzig solcher Heime als Kranz um Schule, Kirche und Sanatorium. Das Mädchendorf war entstanden, zwölf Kilometer vom Londoner Zentrum entfernt. Es wurde bald die Lieblingsstätte Barnardos, dessen Arbeit an den Knaben von Stepney unvermindert weiterging. Doch dieses Mädchenrettungswerk zu Ilford, nahe Barkingside in der Grafschaft Essex, wurde die Heimat und Stätte der Umkehr für viele Tausende von Niemandskindern aus den Elendsquartieren der Hauptstadt.

Jedes dieser Häuschen barg fünfzehn bis fünfundzwanzig Kinder, die zu einer Familie unter einer Hausmutter zusammengefaßt wurden. Wie ging es nun zu in diesen Mädchenfamilien? „In den von kleinen Gärten umgebenen Häuschen, die alle einen eigenen Namen tragen, und an deren Mauern fröhlich das Grün sich emporrankt, ist alles dazu angetan, den Insassen ein heimatliches Gefühl zu erwecken. Jedes Kind hat sein eigenes, sauberes Bett und im Spielzimmer sein eigenes Kästchen mit eigenen Spielsachen. Es ist ihnen sogar gestattet, allerlei eigene Haustiere zu halten: Katzen, Kanarienvögel, Tauben. Die schöne, einfache Kleidung erinnert durchaus nicht an Anstaltskleidung, sondern sie ist in Stoff, Farbe und Schnitt absichtlich verschieden. Die Bewohner jedes einzelnen Hauses bilden eine für sich abgeschlossene Familie. Damit der neue Ankömmling sich rascher in die Gewohnheiten und den Geist des Hauses einlebt, wird zur gleichen Zeit

meistens nur ein neues Kind in eine solche Familie aufgenommen. Der gesamte Haushalt wird von den Mädchen selbst besorgt; hier wird auch die Wäsche aller Londoner Anstalten gewaschen. Die älteren Mädchen werden alle noch für einen bestimmten Beruf ausgebildet: als Schneiderin, Wäscherin oder als Dienstmädchen.“ Auch der verkrüppelten und der geistesschwachen Mädchen nahm sich Barnardo an. Sie wurden im Sticken unterrichtet, wozu eigens eine Stickschule entstand.

Natürlich gab es auch trotz dieses Familiensystems immer wieder einige ausgesprochene „schlechte“ Mädchen, die sich nicht fügen wollten oder konnten. Meistens stammten sie aus den Logierhäusern geringster Art und den „möblierten Zimmern“. Ihren Charakter zu festigen, war eine schwere Aufgabe. Sie wurden in das „Rettungsheim für gefährdete Mädchen“ nach Ostlondon gebracht und kamen erst später nach Ilford zurück, wo sie die notwendigen Haushaltsarbeiten zu erlernen hatten.

Barnardo ist dieses liebeliche Ilford immer als Kleinod im Ringe seiner Werke vorgekommen. Oftmals — später sogar täglich — ließ sich Barnardo in seiner Droschke zur Liverpoolstreet-Station fahren, um mit dem Zug ein Dutzend Kilometer ostwärts nach Ilford zu eilen. Dort lachte und scherzte er mit den Kindern, die er ja als seine eigenen betrachtete. Gern weilte er da draußen. Den grauen, rußgeschwärtzten Gassen des nebligen, staubigen Ostteils der englischen Hauptstadt kehrte er so für einige Stunden den Rücken, um dem Auge und der Seele eine bescheidene Erquickung zu gönnen.

Wie sehr er an seinen Kindern hing, davon mag

uns ein Ausschnitt aus einem Brief aus Bad Nauheim, wo er von seinem Herzleiden Heilung suchte, Zeugnis geben. So schrieb der Kinderfreund den jungen Mädchen, die im Begriffe waren, nach Kanada abzureisen: „Meine lieben Kinder! Ihr wißt ja doch, daß ihr alle meine Kinder seid, meine Mädchen, und daß ich euch sehr lieb habe. Wißt ihr, wie ihr meine Kinder geworden seid? Ich will es euch sagen: Gott hat euch mir geschenkt. Manche von euch hat er mir geschenkt, als sie noch ganz kleine, zarte Mädchen waren, einige von euch gar, als sie noch Wickelkinder waren; andere kamen erst in meine Familie herein, als sie schon sehr viel älter waren; aber jedes von euch war ein Festgeschenk Gottes an mich. Seither habe ich mir immer Mühe gegeben, euch alle liebzuhaben, und das ist nicht sehr schwer für mich gewesen, weil ich von Natur Kinder sehr gern habe. Wenn ihr betet, dann sollt ihr auch an mich und an alle Knaben und Mädchen, die mir anvertraut sind, denken — an die große Familie von Brüdern und Schwestern, die ihr hier zurücklaßt, und von denen euch vielleicht manche eines Tages nach Kanada folgen.“

Aus diesen Zeilen mögen wir auch spüren, daß dem Erzieher dieser Niemandskinder die Auffassung, daß verrohte und verwahrloste Kinder nur durch körperliche Züchtigung verbessert oder verändert werden können, völlig fern war. Ihm stand der Grundsatz im Herzen: In allem die Liebe. So ordnete er an: „Jeder Aufseher oder Meister, sei er, wer er wolle, der Hand oder Fuß gegen einen Knaben erhebt, wird unverzüglich entlassen. Alle Meister und

Lehrer mögen sich gewärtig halten, daß das Gesetz der Liebe im Hause regieren muß.“

Noch zwei große Schritte wagte Thomas John Barnardo, der im Frühjahr 1876 endlich sein Medizinstudium beendet und sich als praktischer Arzt in London hatte eintragen lassen. Eine schwere Sorge für ihn war die Not der Kleinkinder. Nach langem Ringen gab ihm auch hier der allmächtige Gott durch einen Freund eine große Villa in der Grafschaft Kent. 1884 wurde dort ein Kleinkinderheim eröffnet, das schon sehr bald nicht mehr ausreichte, so daß zwei Jahre später ein stattliches „Kinderschloß“ auf einer kleinen Höhe im Kranze grüner Wiesen erbaut wurde. Siebzig Kilometer südöstlich jener Elendsquartiere Londons gediehen nun die unschuldigen Kindlein, die unter furchtbaren Verhältnissen gezeugt und geboren waren und durch Barnardo vor gräßlichem Unheil bewahrt wurden.

Seit langem schon war dem jungen Doktor klar, daß seine Ilforder „Familien“ doch etwas Künstliches darstellten und die Kinder in ihnen nicht zu jener Entfaltung kommen konnten, die er ihnen wünschte. Seine Kinder sollten in guten, christlichen Familien auf dem Lande aufgenommen werden und den neuen Eltern gute Söhne und Töchter und den neuen Geschwistern gute Spielgefährten und Lebenskameraden sein. Das ersehnte er, und nur so verstehen wir seinen Ausspruch: „Wäre die Unterbringung in Familien möglich, ich würde schon morgen das Mädchen-dorf entleeren und seine Insassen über das ganze Land zerstreuen.“ Während man in Hillside noch am „Kinderschloß“ baute, versuchte Barnardo 1887 zum ersten Male, seine Zöglinge im Großen auf dem Lan-

de unterzubringen, indem er 330 Jungen in 120 Familien gab. Voller Dankbarkeit bekannte Barnardo, daß diesem ersten Versuch ein nicht zu beschreibender Erfolg beschieden war. So stieg die Zahl der Niemandskinder, die in fremden Familien weit über das englische Land hin eine zweite und endgültige Heimat fanden, mehr und mehr. Ihnen allen aber war ein ruhender Pol in den Gedanken an ihre leidvolle Kinderzeit die Erinnerung an ihren „Vater“, Dr. Barnardo, in dessen Werken zu Stepney und Ilford sie zum ersten Male erfahren hatten, was Heimat und Liebe bedeuten.

Segen der Not

Nun war Barnardo einen ganz riesigen Schritt vorwärtsgegangen; doch je mehr er sich abmühte, der Not zu begegnen, desto größer schien das Elend der Londoner Gassenjugend zu werden. Immer mehr wuchs deshalb in ihm der Gedanke, die ihm anvertrauten Kinder in Familien zu geben. Jenem großen ersten Versuch folgten weitere. Doch bald erkannte der Vater der Niemandskinder, daß das ins Grenzenlose gehende Problem so nicht gelöst werden konnte. So kam dem geistvollen Manne der Einfall, den Gedanken des alten Grafen Shaftesbury wiederaufzunehmen, der einst mit staatlichen Mitteln versucht hatte, die Londoner Not durch Auswanderung zu verringern. Die staatlichen Zuschüsse gab es nicht mehr. Auch war Barnardo von dem Gedanken besetzt, daß nicht Lumpengesindel, sondern bewährte und tüchtige Leute nach Uebersee geschickt werden

sollten. Und ein gütiges Geschick hatte es gewollt, daß der Erstling unter den Tausenden von Niemandskindern auch der erste Auswanderer nach Kanada werden sollte: Jim Jarvis. Doch war Barnardo nicht der Mann, der auf vorgezeichneten Bahnen zu gehen vermochte; im Gegenteil, die Erfolge anderer auf diesem Gebiet legten ihm eher Zurückhaltung als den Willen zur Nachahmung auf. Wie in allen Dingen, so entschied auch hier das Jawort Gottes.

Zuerst sandte Dr. Barnardo lediglich einzelne Kinder oder Jugendliche über das große Wasser. Doch nach und nach wurden es kleine Gruppen. Erst 1882 — schon waren insgesamt fast 700 der Barnardoschen Pfleglinge auf diese Weise abgegeben — begann er jene systematische Auswanderung im großen Stil, so daß 25 Jahre später 20 000 Jungen und Mädels durch Barnardos Vermittlung in Kanada eine neue Heimat gefunden hatten. Aber auch in anderen Gebieten und Kolonien wurden jene kleinen und jungen Freunde Barnardos untergebracht, für die die Inselheimat keinen Raum schaffen konnte; allerdings zog Barnardo Kanada vor, weil es einmal klimatisch und zweitens entfernungsmäßig am günstigsten und außerdem auch am billigsten lag.

Es ist recht interessant zu hören, was Barnardo selbst über diese Auswanderung nach Kanada, Australien, Südafrika, Neuseeland und in die Vereinigten Staaten sagte, und wie nüchtern er diese Aufgabe mit der zur Zeit schwierigen Lage auf dem englischen Arbeitsmarkt in Verbindung brachte: „Um eine lebenspendende Kraft und ein Mittelpunkt des Segens zu sein, muß der See ebenso Abfluß wie Zufluß haben. Ein Rettungsheim muß immer neue Zöglinge aufneh-

men, weil die Waisen und Heimatlosen in immer neuen Generationen heranwachsen. Aber um eine offene Tür vorn zu sichern, muß es eine Ausgangstür hinten offen halten; sonst wäre es in ein oder zwei Jahren genötigt, zum Rückzug zu blasen, seine Türen zu schließen und für neue Bewerber hinzuschreiben: Keine Aufnahme! Es muß also für Abfluß gesorgt sein. . . . Aber Uebervölkerung und Ueberfüllung des Arbeitsmarktes liegen als Ursachen dicht hinter dem Elend der Heimatlosigkeit, und jeder Knabe, den ich in der Heimat unterbringe, müßte schließlich einfach einem Mann den Platz wegnehmen, der vielleicht eine Familie zu versorgen hätte. Welchen wirklichen Wert hätte es also, die Schwächsten aus dem Kampf herauszunehmen, sie zu Stärke zu erziehen und sie dann mit ihrer neugewonnenen Lebenskraft zurückzuwerfen in die Masse, in der schon vorher jeder dem anderen den Bissen vor dem Munde wegschnappen muß? Das Elend derer, die noch keine Hilfe erfahren haben, würde durch solch einen Vorgang nur erschwert und verstärkt.“

Selten haben Menschen so nüchtern und klar die Dinge gesehen wie Barnardo. Er verband mehrere Gesichtspunkte zu einem großen Ganzen: die überfüllten Heime schufen durch diese Aktion Raum für Neuaufnahmen, die überfüllten Städte wurden entlastet, der Andrang am Arbeitsmarkt wurde verringert; die Kolonien aber erhielten, was sie am dringendsten brauchten: ehrliche und gutgesinnte junge Menschen.

So wuchs aus der Not ein Segen, den zu übersehen wir nicht in der Lage sind, zumal, — wie schon er-

wähnt — Barnardo die Besten und die Tüchtigsten hinausschickte, ganz im Gegensatz zu den mancherlei zweifelhaften Unternehmen, die darauf bedacht waren, unerwünschte Elemente auf bequeme Weise loszuwerden.

Eines erscheint noch wichtig, hier zu vermerken. Barnardos Mission ging dahin, die Ausgewanderten auch in ihrer neuen Heimat und in ihrem neuen Aufgabenbereich weiterhin beständig zu betreuen, und zwar durch regelmäßige Besuche sowie durch ununterbrochenen Schriftwechsel, war doch Thomas John Barnardo der Ansicht: „Auswanderung ohne beständige Ueberwachung, namentlich wenn es sich um Kinder handelt, ist nach meiner Ansicht vermessene Torheit und kann nur zum Unglück führen.“ Und welches Vertrauen und welche Güte spricht aus der Vereinbarung, die Barnardo mit den überseeischen Regierungen traf: im Falle des Versagens erklärte sich Barnardo bereit, den oder die Betreffende auf eigene Kosten nach England zurückzuberufen, wobei es recht interessant ist zu erfahren, daß ein Mißerfolg sich unter der Grenze von zwei Prozent hielt. Dabei sind allerdings schon jene Fälle mitgerechnet, in denen körperlicher Zusammenbruch die ausschlaggebende Rolle spielte.

Es würde zu weit führen, hier nun über die Einzelheiten des neuen Lebens in den überseeischen Besitzungen, besonders in Kanada, zu berichten. So viel nur sei gesagt, daß man in der neuen Welt Zentralen errichtete, den Heimgedanken auch nach dort übertrug, Verteilungs- und Aussendungsheime schuf, eine Zeitschrift ins Leben rief, das Ganze aber durch Besuche zusammenhielt. Es soll nicht unerwähnt blei-

ben, daß Barnardo 1887, als er wieder einmal in Kanada weilte, ein 15 000 Morgen großes Grundstück geschenkt erhielt, auf dem dann im Laufe der Jahre eine Musterfarm entstand. Sie liegt unweit der kanadischen Pazifikbahn bei Russell in Manitoba und trägt heute den Namen des unvergeßlichen Vaters der Niemandskinder.

Ein anderer großer Segen, der aus der Not dieser Arbeit an den zerrumpelten und verwahrlosten Kindern von England geboren wurde, war die Schaffung einer Möglichkeit, die Jugendlichen zu Schiffsjungen auszubilden. Doch werden wir hierüber sowie über die vielerlei anderen Möglichkeiten, die Barnardo betend und sich abmühend schuf, in einem späteren Abschnitt hören.

Das Vorbild von Bristol

Wohl jeder Leser dieses Buches weiß, wer Georg Müller von Bristol — wir haben ja auch auf diesen Seiten schon seinen Namen gehört — war, und was er zum Segen der Menschheit getan hat. Dieser in Mitteldeutschland geborene Waisenvater hatte an den Dünen von Bristol jene riesigen Anstalten zur Unterbringung und Versorgung von Waisen im Geiste August Hermann Franckes geschaffen. Tausende und aber Tausende von Kindern waren durch die Heime in Ashley Down gegangen. Die Welt nannte Georg Müller einen „Millionär des Herrn“ und zugleich auch einen „Fürsten des Gebets“; denn er hatte ohne eigenes Zutun und ohne Werbung, nur durch das fürbittende Gespräch mit Gott all jene Mit-

tel erhalten, die für die Errichtung und jahrzehntelange Durchführung des Werkes notwendig wurden.

Thomas John Barnardo hatte schon sehr viel von der weltweiten Mission dieses Gotteszeugen gehört. Wir wissen ja, daß er am Anfang seines Dienstes auch einen Brief an den Waisenvater geschrieben hatte, dessen Antwort für den jungen Barnardo nicht gerade ermutigend gewesen war. Weit davon entfernt, auf Grund dieser Erwiderung nun nichts mehr von Müller wissen zu wollen, begann Barnardo sein Werk, um immer wieder zu dem Vorbild von Bristol zurückzukehren. Barnardos Gedanken wandten sich oft westwärts zur Küste und suchten Hilfe. So wurde vieles von dem, was Georg Müller dort aufzurichten begonnen hatte, in das Werk von Stepney übernommen. Ja, Georg Müller wurde dem jungen Mitarbeiter Gottes ein leuchtendes Vorbild.

Barnardo begann seine Arbeit mit Gebet und führte sie durch unter ständiger Anrufung Gottes. Das notwendige Geld ließ sich Barnardo schenken. Schon recht bald schloß sich der junge Vater der Niemandskinder jener von Georg Müller ins Leben gerufenen Gemeinschaft der „Offenen Brüder“ an.

Wir finden in den Tagebüchern, in den Briefen und Berichten Barnardos Worte und Sätze, die Georg Müller Jahre zuvor hätte ausgesprochen haben können. So gestand Barnardo eines Tages: „Immer wenn ich Geld brauche, was ja sehr oft der Fall ist, führt mich die Not zum Gebet, vielleicht zu schwerer Glaubensübung oder gar zu schmerzlicher Glaubensprüfung, aber — das darf ich mit gutem Gewissen sagen — niemals zu einer Ungewißheit hinsichtlich des Endergebnisses.“ Auch sagte er an anderer

Stelle: „Ich glaube nicht, daß irgendeine Vergrößerung des Werkes versucht oder ausgeführt worden ist ohne aufrichtiges Warten auf Gott und ohne seine deutliche Leitung. Dies allein befähigt mich, Lasten zu tragen, die sonst unerträglich gewesen wären.“ Auch Barnardo lehnte es ab, in seinen Aufrufen seinen Christenglauben zu leugnen, wie ihm vielfach geraten wurde, um auf diese Weise einflußreiche Persönlichkeiten zum Spenden anzuspornen. Genau wie Müller diente er ohne Gehalt, fast siebzehn Jahre lang; dann erst nahm er in Folge finanzieller Bedrängnis einen kleinen Ehrensold entgegen, der nur ein Bruchteil dessen ausmachte, was er als Arzt hätte verdienen können.

Durch Jahresfeste, durch Aufrufe und Berichte, durch Wanderredner, durch Gründung eines Jugendhelferbundes, durch die Einführung eines Waisensamstags und einer Selbstverleugnungswoche versuchte er, das notwendige Kapital für seine Rettungswerke zu erhalten. Die Not war oft groß, die finanzielle Last aber — menschlich gesehen — kaum ausdenkbar. Barnardos Schultern schienen sie nicht mehr tragen zu können. Nur ein unendliches Gottvertrauen hielt ihn aufrecht. Die Hilfe und Errettung in solcher Krisenzeit schrieb Barnardo dem Gebet und der Fürbitte zu. Für ihn war Gottes Gnade unermesslich. Und so gesteht er öffentlich, daß es Zeiten gegeben hat, in denen er buchstäblich nicht einen Schilling auf der Bank hatte, und in denen die täglichen Einnahmen so klein waren, „daß alles zusammen nicht einmal für ein einziges Essen für meine große Familie ausgereicht hätte“. Es gibt Hunderte von Beispielen, die uns zeigen, wie in letzter Minute

durch die Hand des Herrn Hilfe geschickt wurde. Durch sie wuchs Barnardos Glaube „an die wunderbare Kraft der Fürbitte“. Aus Dank für diese Erkenntnis und zum Wohl seiner Werke rief er einen Gebetsbund ins Leben, „dessen Mitglieder jeden Mittag mindestens fünf Minuten lang in stillem Gebet für das Wohl der Kinder, der Anstaltsleiter, für die Gebefreudigkeit der Christen und für die Beeinflussung der Gesetze zum Wohle der Jugend und des ganzen Volkes sich vereinigen sollten“, wie Alfred Stucki uns zu berichten weiß.

In all den Jahren ist für Barnardo das Beispiel von Bristol Vorbild gewesen, und genau wie Georg Müller hat auch Thomas John Barnardo die erschreckende Erfahrung machen müssen, daß die ärmsten Geber unter den Helfern die freigebigsten sind, ja, daß Arbeiter, Handwerker, Tagelöhner, Fabrikarbeiterinnen und Dienstmädchen ihren bescheidenen Beitrag oft täglich leisteten. Wir können die mutigen Schritte und die aufopferungsvolle Hingabe dieses weitherzigen „Fürsten unter den Bettlern“ nur dann verstehen, wenn wir als ein Letztes uns hier sagen lassen, daß er der Meinung war und in dem Gedanken lebte, alles Gold und Silber sei Gottes, wie es schon bei Haggai im Alten Testament steht.

Bewährung des Herzens

Wie jede Arbeit für das Reich Gottes ihre Gegner findet, so hatten selbstverständlich auch die Werke Barnardos nicht nur Menschen, die für sie eintraten. Der Widerspruch weiter Kreise drang zu Barnardo,

schaffte ihm manche Anfechtungen, bereitete ihm viele Kummernisse; doch obsiegte im Letzten die gesunde Einstellung Barnardos, für den jedes Hindernis ein Mahnzeichen Gottes war, das er nicht einfach beiseiteschieben durfte, ohne zuvor von Gott eine Entscheidung erfleht zu haben. So können wir bezeugen, daß Barnardo auch aus den Stimmen und Taten der Gegner und aus dem Schweigen der Abseitsstehenden Schlüsse und Nutzen zog und nie etwas geschah, wozu der allmächtige Gott ein Nein würde sagen müssen. Immer stand Barnardo jener Satz aus den Sprüchen Salomonis vor Augen, in dem es heißt: „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohl gefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.“

Aus diesem alttestamentlichen Geiste heraus überwand er alle Not, überwand er auch alle Kränkung; denn natürlich blieben der Neid und die Verleumdung nicht aus, ja, sie hielten Schritt mit dem Wachsen der Rettungswerke. So nimmt es uns auch nicht wunder, daß es im Jahre 1877 sogar zu einer ausgedehnten Hetze kommen konnte. Nichts blieb dem Vater der Niemandskinder erspart. Anonyme Drohbrieve waren das Geringste an Schmähungen, die er zu erleiden hatte. Die unbegründete Lieblosigkeit der Gegner machte nicht einmal vor der Behauptung halt, daß Barnardo die Berichte über das Londoner Kinderelend übertrieben, und daß er selbst sich aus den ihm zugeführten Mitteln bereichert hätte. Da das Werk unter solchen Anschuldigungen leiden mußte, entschloß sich Barnardo erstmals, ein Schiedsgericht um sein Urteil zu bitten. Es wurde gefällt. Das Ergebnis war eindeutig: das Vertrauen zu Barnardo konnte nicht erschüttert werden. So wurde

aus diesem Prozeß, der fast eine Viertelmillion Mark verschlang, dennoch ein Gewinn, weil aus diesem öffentlichen Urteil hervorging, daß die Barnardoschen Anstalten der Unterstützung würdig seien. Der Lordkanzler von England, ein Graf Crains, beglückwünschte den Vater der Niemandskinder; das war ein großer Sieg. Nun wurde ein Komitee gebildet, dessen Vorsitz Lord Crains bereitwillig übernahm, und dem fünfzehn weitere christliche Persönlichkeiten aller Stände und Berufe angehörten.

In der zweitausendjährigen Geschichte unserer Kirche erkennen wir zu allen Zeiten jenen erschreckenden Mißstand, daß sowohl Kirchen und Gemeinschaften als auch einzelne Christen, anstatt sich zu lieben, sich bekriegen und gegenseitig verleumdten.

Auch Barnardo blieb es nicht erspart, sowohl von der katholischen als auch von der evangelischen Kirche Anfeindungen erdulden zu müssen. Sogar in seinem Komitee gab es später Menschen, die der drängenden Wucht der täglichen Schwierigkeiten — insbesondere der finanziellen Belastung — nicht gewachsen waren. So kam es auch in der Leitung der Anstalten zu unschönen, von der Vernunft gelenkten Ueberlegungen und Abkommen, denen sich zu fügen Barnardo gezwungen werden sollte. Mit aller verfügbaren Macht, von Gott in heißem Ringen erbeten, stemmte sich Barnardo gegen unhaltbare Zumutungen. So konnte er 1893 schreiben: „. . . so klug der Plan meines Komitees unter den jetzigen Umständen auch sein mag, für mich bedeutet er eine Untreue gegen den Auftrag, den ich vor 27 Jahren erhielt, als ich erstmals Christi Ruf vernahm, der mir befahl, seine Lämmer zu weiden.“

Jener „Erzproselytenmacher“ — wie man Barnardo, dem man die Ausdrücke „Der rohe Philanthrop“ oder „Der grausame Menschenfreund“ anhängte, auch nannte — hatte also in seinem Leben hundertfältige Angriffe von allen Seiten zu bestehen. Wollten wir alle Verleumdungen und Anschuldigungen hier im einzelnen aufführen, so würde der Raum dieses Buches nicht ausreichen. Unsere Aufgabe besteht nur darin, die Gestalt und das Wirken Thomas John Barnardos im Kreise seiner Niemandskinder aufzuzeigen. So mögen die kurzen Andeutungen dieses Kapitels genügen, um uns zu zeigen, wie der Satan auch da am Werke ist, wo Gottes Ruhm verkündet werden soll.

Unter der Hut des Herrn

Gott ließ seinen einsam gewordenen Knecht nicht zuschanden werden. Er schenkte ihm nicht nur neue Kraft, die menschliche Lieblosigkeit zu übergehen, nein, er bewahrte Barnardo und dessen Werke auch vor dem, was die Menschheit fürchtete und seine Gegnerschar ersehnte: den Zusammenbruch der Rettungsanstalten. Ja, das Gegenteil trat ein: der allmächtige Herr führte das Werk dieses barmherzigen Samariters über die Schwierigkeiten hinaus zu herrlichem Blühen, zu herrlicher Frucht. Als sichtbares äußeres Ergebnis stellen wir die ungeahnte Ausweitung seines Lebenswerkes fest. Auch das erscheint unmöglich, hier im einzelnen von dem und über das zu berichten, was in jahrzehntelangem Flehen erbeten und in jahrzehntelangem Mühen erarbeitet wurde.

Was schwebte Barnardo vor? Welches war sein Hauptanliegen? Er wünschte für jede Stadt Englands über 60 000 Einwohner „eine stets offene Tür“. Eifrig ging er diesem Gedanken nach, so daß bei seinem Tode bereits dreizehn Heime bestanden.

Hier sollen wenigstens einige jener neugeschaffenen Anstalten aufgezählt werden, die Barnardo zu Lebzeiten gründete.

Am Stepney Causeway, gegenüber dem Knabenheim, trauerte ein altes bescheidenes Spital, dem Barnardo vorstand. Nun wurde im Jubiläumsjahr der Königin, 1887, anstelle dieses den Verhältnissen nicht mehr entsprechenden Gebäudes ein neues Krankenhaus für die Londoner Anstalten gebaut. „Her Majesty's Hospital“ wurde es genannt. Unter der Straße lief ein Gang, der die beiden Häuser verband.

Die Grafschaft Suffolk liegt an der grünen Ostküste Englands. Gern weilte Barnardo dort. Und weil er selber gern dort war, wünschte er, daß auch seine Kinder dorthin gehen könnten. In Felixstowe gründete er 1886 das Erholungsheim am Meere, das siebenzig Kinder aufnehmen konnte. Auf diese Weise gelang es dem gütigen Doktor, die Knaben und Mädchen von Stepney und Ilford abwechselnd für einige Wochen in die Seeluft zu bringen.

1900 eröffnete Barnardo in Hackney, ebenfalls im Osten Londons gelegen, ein eigenes Heim für Taubstumme.

Die besonderen Lieblinge Barnardos aber waren die Krüppel und die unheilbaren Kinder. Für sie setzte er sich im besonderen Maße ein, weckte in ihnen Lebenslust und Selbstvertrauen. Er nahm nur jene in seine hier und da entstehenden Krüppel-

heime auf, die wirklich im Leben nicht mehr brauchbar waren. Denn Barnardo vertrat die Ansicht, daß der tägliche Verkehr mit den Unglücklichen für die Gesunden doch eine Mahnung und ein Anlaß zur Hilfeleistung und Ritterlichkeit war.

Das erste Heim in Stepney konnte die Menge der täglich dort Aufgenommenen nicht mehr fassen. So gründete Barnardo für die Fünf- bis Zehnjährigen eigens ein Pflegeheim, das auf Jersey, jener normanischen Insel im Kanal, 1879 eröffnet wurde und 120 Kinder faßte.

Schon einmal sind wir den Stepney Causeway hinuntergegangen, um die Volksmissionskirche im „Edinburgher Schloß“ zu erreichen. Ebenfalls im Osten, in der Nähe des ersten Heimes, nur ein paar Minuten weiter, lag das „Leopoldhaus“, das in der Lage war, bis zu 450 Knaben aufzunehmen, also weit mehr Raum bot als das Mutterheim. Es wurde 1883 eröffnet und von Barnardo trotz seiner Größe als die heimatlichste seiner Heimstätten bezeichnet. Leider besteht es heute nicht mehr.

Barnardo hatte es verstanden, Heime für alle Altersstufen zu schaffen. So siedelten die Kinder, entsprechend ihrem Alter, von Stätte zu Stätte über. Erst der Sechzehn- bis Siebzehnjährige wurde ins Leben entlassen, weil Barnardo glaubte, daß die Aussichten des Erziehers nicht mehr groß sein konnten; andererseits wußte Barnardo sehr genau, daß gerade die Burschen zwischen siebzehn und zwanzig Jahren helfende Hände am allernötigsten brauchen, doch daß gerade sie diese auch am liebsten ablehnen. Es war sein Bestreben, diese Lücke zu schließen. So gelang es ihm im Jahre 1881, das „Beschäftigungshaus für

heimatlose junge Burschen“ in der Nähe des Stepney Causeway und der Themse zu gründen, bald sogar zu erweitern und zu erneuern. Es faßte schließlich bis zu zweihundert Jünglinge. Barnardo war stets ein vorzüglicher Pädagoge; für dieses Heim galt der Grundsatz: „Nicht Erziehung, sondern Erprobung!“ Auch diese Stätte wurde ganz auf christlichen Glauben gegründet. Und die Insassen, die sehr streng geprüft wurden, zeigten sich für das Religiöse durchaus aufgeschlossen, so daß auch dieses Heim zu einer Missionsanstalt wurde, aus der mancher Segen kam.

Auch für die schwerringenden Fabrikarbeiterinnen im östlichen London schuf Barnardo zwei Heime: 1884 das „Sturge-House“ und 1889 den „Bienenstock“. Aber auch vielen anderen Berufsgruppen widmete sich der Doktor; besonders waren ihm die Laufburschen, die Stiefelputzer, später auch die Droschkenkutscher und ganz besonders auch die alleinstehenden Greisinnen ans Herz gewachsen. Für sie alle schuf er Unterkunftsstätten, eröffnete er Heime oder sorgte in anderer Weise für ihren Lebensunterhalt und wies ihnen Wege zu einer würdigen Freizeitgestaltung.

Zum Abschluß möchten wir — wie bereits angekündigt — über die seemännische Ausbildung der Zöglinge Barnardos berichten. Seit je erschien Barnardo die Seemannslaufbahn als ein Weg zu einer brauchbaren Lebensexistenz. So begann er als sein letztes Werk in der kaum übersehbaren Reihe von Anstaltsgründungen die Schaffung einer Seemannsschule, die er in Elmham in der Grafschaft Norfolk 1903 errichtete. Bereits zwei Jahre nach der Eröff-

nung wurden dort 150 Knaben für den Matrosenberuf vorbereitet. Sie kamen vom Stepney Causeway und aus dem Leopoldhaus als Zehnjährige nach dort, wurden im allgemeinen bis zu fünf Jahren ausgebildet und dann über eine eigene Agentur sowohl an die Handels- und Kriegsmarine als auch an kleine Reedereien und Fischereibetriebe vermittelt.

So wuchsen die Werke Barnardos unaufhaltsam. Sicherlich, die katastrophale Not jener Slums im Osten Londons wurde dadurch nicht getilgt, nein, nur ein ganz geringer Bruchteil davon wurde in den Rettungswerken des unermüdlich wirkenden Doktors eingefangen und in Segen verwandelt.

Der Abend zu Ilford

Thomas John Barnardos Lebensaufgabe bestand in der treuen Fürsorge, die er seiner „größten Familie der Welt“ angedeihen ließ. Doch neben dieser weltweiten Schar der verwaorsten und zerlumpton Niemandskinder hatte Barnardo ja eine Frau und sieben leibliche Söhne und Töchter, denen sich zu widmen als Gatte und Vater Pflicht und Aufgabe war. Wir werden verstehen, daß Frau und Kinder manches Opfer bringen mußten für die größere Familie in Stepney und in der weiten Welt. Es wird nicht übertrieben sein, wenn behauptet wird, daß man die Stunden zählen kann, die Barnardo mit seinen Angehörigen verbrachte. Meistens war er nur zum Frühstück zu Hause und hielt ihnen dann die Morgenandacht. Nun dürfen wir aber keinesfalls annehmen, daß er wegen seiner Arbeitsüberlastung sich um die Seinen nicht genügend gekümmert hätte. Er war

ihnen ein treusorgender, stets liebevoller Familienvater.

Barnardos wohnten draußen in Surbiton, im Westen Londons, unweit der Themse am Schlosse Hampton Court. So kam es, daß der Doktor täglich mit Bahn und Droschke an seine Wirkungsstätte Stepney fahren mußte, was immerhin einschließlich Rückfahrt zwei Stunden in Anspruch nahm. Zwar hatte er zu Hause schon seine umfangreiche Privatkorrespondenz, die natürlich für seine Werke geführt wurde, erledigt. Im Zentralbüro in Stepney harrten seiner aber schon dutzendfältig die verschiedensten Aufgaben. Er blieb im Knabenheim bis abends halb elf Uhr, unterschrieb die ausgehende Post — allein im Jahre 1900 waren in Barnardos Büro fast 400 000 Poststücke ein- oder ausgegangen — und eilte dann nach Hause, wo er gewöhnlich eine halbe Stunde nach Mitternacht eintraf. Dann ging er nicht etwa ins Bett, sondern las oder schrieb noch ein bis zwei Stunden. Es war in der Regel so, daß er 16 bis 18 Stunden täglich am Arbeitstisch saß, so daß die Londoner Dr. Barnardo mit Recht ihren fleißigsten Mann nannten.

Trotz dieser schier übermenschlichen Arbeitslast erschien Barnardo niemals verbittert; denn seiner großen Liebe und Güte tat dieses Uebermaß keinen Abbruch. Ja, seine edle Seele, die keinerlei Rachsucht kannte, bewahrte sich einen gesunden Humor, der ihn niemals verließ. Und so verstehen wir auch, daß dieser Mann alle trostlose Kopfhängerei und allen scheinheiligen Trübsinn und alle vorgetäuschte Frömmigkeit ablehnte. Er war eine echte Frohnatur, der Gebet und Fröhlichkeit, Spiel und Ernst nicht un-

vereinbare Gegensätze waren. Ein Mann wie Spurgeon liebte Barnardo wegen „seiner Güte und seiner Veranlagung zum Scherzen“, und Dr. Guinness, Barnardos treuester Freund, stellte uns diesen Zeugen Christi als einen Mann mit „strahlendem Antlitz, freundlicher Stimme, breiter Stirn, klugem Verstand, glühendem Herzen, unbezähmbarem Mut, zartem Mitgefühl, großer Veranlagung zur Wohltätigkeit, erstaunlicher praktischer Begabung und erstaunlichem Arbeitsdrang“ hin. Er war ein Mann der Tat, ein wirksamer Redner, ein Kenner der Kinderseele, eine einfache, durchaus klare Natur, ein Mensch, dessen Leben ein Opfer war, ein Opfer im verzehrenden Dienst der Liebe. Auch in Glaubensdingen gilt das soeben Gesagte. Wir wissen ja, daß er sich in jungen Jahren der Gemeinschaft der „Offenen Brüder“ angeschlossen hatte, und erfahren nun, daß er später wieder als ein für Lehren und Dogmen nicht begeisterter Gemeinschaftschrist in die Kirche zurückkehrte, in der er aufgewachsen war. Er ist nie ein Schwärmer gewesen, wohl aber ein Mann, dessen Ungeduld und dessen oft allzu hastiges Vorwärtstürmen gewiß — rein menschlich gesehen — manche Nachteile aufzuweisen hatte, die aber für den so unendlich mühseligen Kampf in den Elendsvierteln doch von Vorteil gewesen sein mögen. Barnardo war zeit seines Lebens Protestant, der sich für die Lehren der römischen Kirche nie erwärmen konnte. Er hielt das Leben nach der Bibel, die Erlösung durch den Glauben und das allgemeine Priestertum für die Hauptstützen seiner religiösen Auffassung. Stets war er willig, mit jedem Gläubigen zusammenzugehen und zu arbeiten, wenn der andere nur Jesus

Christus verehrte und diente. Ihm war der Heiland Freund und Erlöser. Niemals verleugnete er jene herrliche Devise des Herrn: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“

Vielleicht noch dieses kleine Beispiel, das uns jene zart empfindende Seele Barnardos vor Augen und zu Herzen führt: Von seinen fünf Söhnen waren drei sehr früh gestorben. Sein Lieblingssohn Kennie wurde in einem reichgeschmückten Sarg zu Grabe getragen. Während des Begräbnisses begegnete man dem schmucklosen Sarge eines Kindes aus dem Londoner Elendsquartier. Was tat Barnardo? Er griff einen Armvoll Blumen und Kränze von dem Sarg seines geliebten Kennie und legte ihn auf den fremden Sarg. Als auch Herbert, sein neunjähriger Sohn, starb, schrieb er als eine Antwort auf alle Beileidsbezeugungen: „Dieser Verlust hat meinen Wunsch, das mir anvertraute Werk der Kinderrettung weiterzuführen, noch verstärkt. Als mein lieber Junge nach Atem ringend in meinem Arm lag und ich in sein kleines, schmales, vom Tode gezeichnetes Gesicht starrte, da tauchten vor mir Hunderte von Kindergesichtern auf, die, durch das brechende Licht seiner lieben Augen, mich sehnsüchtig um Hilfe angingen. In diesem Augenblick konnte ich nur den Entschluß erneuern, durch Gottes Gnade mich weiterhin dieser segensreichen Aufgabe zu widmen, hilflose kleine Geschöpfe dem Elend und der Sünde zu entreißen. Ich weiß nun, daß ein göttliches Gelübde auf mir ruht. Ich darf mich von diesem Werk nicht abwenden; mit Gottes Hilfe will ich es auch nicht. Die Kleinen gehören Jesus Christus; sie ihm zuzuführen, das soll meine Lebensaufgabe sein.“

Schon früh hatte Dr. Barnardo Herzbeschwerden. In den fünfziger Jahren verstärkte sich dieses Leiden. Die Anfälle mehrten sich. Er war oft im hessischen Bad Nauheim und an der Riviera, wo er sich schämte, „unter den Faulenzern zu weilen, die sich in luxuriöser Bequemlichkeit an der Küste des Mittelmeeres sonnen“. Seiner Frau schrieb er unter anderem, daß ihn nichts dazu bewegen könnte, „die lieben, heimeligen Stätten von Ostlondon mit all ihren Kehrseiten gegen einen längeren Aufenthalt im sonnigen Süden zu vertauschen“.

Im Sommer 1905 erlitt er auf der Reise nach Nauheim bereits in Köln einen Zusammenbruch, von dem er sich nicht erholte. Im September reiste er in kleinen Etappen, von Frau und Sohn und Bruder begleitet, in die Heimat zurück. Am 13. war er wieder in Surbiton. Sein Zustand schien sich zu bessern, und er fing wieder an zu arbeiten. Nach zwei Diktaten ruhte er eine Weile, erwachte kurz vor 18 Uhr und nahm dann eine Erfrischung zu sich. Dabei sagte er zu seiner Frau: „Mein Kopf ist so schwer, laß mich ihn an dein Gesicht lehnen!“ Der Atem stockte leicht, als er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und — Thomas John Barnardo war tot. Man schrieb den 19. September 1905.

Der Tod hatte ihn überwunden, jener Tod, dem er schon vielfach ins Antlitz gesehen, und von dem er wußte, daß er nicht so dunkel und so schrecklich war, wie man ihn malte. Barnardo empfand ihn, wie er kurz zuvor einer befreundeten Witwe mitgeteilt hatte, als einen Freund, in dessen Armen er bei Christus sein würde.

So verloren die Knaben von London ihren treuesten Freund. Endlos war der Strom des Beileids, nachdem die Telegraphenagenturen in alle Welt hinaus gefunkt hatten, daß Dr. Barnardos Kampf und Leben nun vorüber seien. Nicht nur von alten Freunden und Betern der Rettungsanstalten, nicht nur von der Jugend und den Armen Ostends, nicht nur von Tausenden von jungen Siedlern und Matrosen in allen Teilen und von allen Schiffen der Welt, nicht nur von Erziehern und Pfarrern trafen Telegramme, Briefe und Gaben ein, nein, sogar der König und die Königin, Fürsten und Minister, Staatsmänner und Politiker, Wirtschaftler und viele frühere Gegner standen nicht zurück, sich vor dem Heldentum dieses Toten zu beugen. Ihr Beileid ist die weltliche Krönung des Lebenswerkes Barnardos, die der Tote nie gesucht hatte.

Am 22. September wurde die Leiche in der Volksmissionskirche, im „Edinburgher Schloß“, aufgebahrt. Tausende und aber Tausende, Arme und Reiche, Zerlumppte und Gutgekleidete, Alte und Junge, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen schritten am Sarge vorüber und entboten ihrem Freund und Gönner den letzten irdischen Gruß. Zwei Tage danach, an einem Sonntag, wurde dort ein Gedächtnisgottesdienst gehalten, an dem eine unübersehbare Zahl jener Armen, denen Barnardo sein Leben gewidmet hatte, teilnahm. Am 27. September war ganz London auf den Beinen. Der Tote wurde zum Bahnhof geleitet. Noch nie hatten die grauen, düsteren Gassen Stepneys und Whitechapels solche Menschenmengen gesehen, die die Straßen auf beiden Seiten säumten, um Spalier zu bilden und so den unvergeßlichen

Streiter zum letzten Male zu ehren. Im Leichenzuge schritten über eineinhalbtausend Knaben der verschiedenen Anstalten. Hinter dem Sarge folgte des Doktors leere Droschke, folgten Verwandte und Angestellte der einzelnen Barnardoschen Werke, folgten Abgeordnete vieler Vereinigungen und Anstalten, folgten Freunde, Gönner und Helfer, folgten vor allem aber die Armen des Ostens und jene große Zahl derer, denen Barnardo hatte helfen können. Von der Liverpoolstreet-Station, wo die Witwe den Sarg empfang, ging es hinaus in das liebliche Essex, in das stille Ilford, wohin Thomas John Barnardo zeit seines Lebens, sooft es nur ging, gefahren war. Dort hatte er sich stets wohlgeföhlt und von den Strapazen der städtischen Mühsal ausgeruht. Dorthin drängte seit je sein Herz, Ilford galt seine Sehnsucht, in den letzten Jahren mehr denn je. Nun sollte er dort für ewig ausruhen. Am 4. Oktober 1905 wurde seine Asche auf dem grünen Rasenplatz in der Mitte des Mädchendorfes in die herbstliche Erde gelegt.

Thomas John Barnardo war tot. Doch das ungeheure Lebenswerk dieses begnadeten Menschen ließ Gott nicht untergehen. Es wurde im Sinne seines Gründers weitergeführt, sogar vergrößert, überstand beide Weltkriege ohne nennenswerten Schaden und lebt noch heute.

Gott der Allmächtige schenkt der Menschheit dann und wann Botschafter, die in ihrem Leben und Wirken bezeugen, daß er der Herr ist. Thomas John Barnardo, der Vater der Niemandskinder, war ein solcher Zeuge, der in ständiger Abhängigkeit von Gott und im Geiste des am Kreuze verstorbenen Christus seinen irdischen Dienst tat. Mögen hier am

Schluß dieser bescheidenen Biographie jene Worte stehen, die nochmals zu unterstreichen und zu vertiefen versuchen, was die vorausgegangenen Kapitel bereits gesagt haben: „Ich würde mein Leben und mein Lebenswerk nicht tauschen gegen das von irgendeinem mir bekannten Manne. Hätte ich noch einmal zu leben, ich würde genau dasselbe tun, nur besser, hoffe ich, und mit mehr Weisheit und mit weniger Fehlern.“

Literaturnachweis

Außer einer Anzahl englischer Bücher und einer Fülle von englischen Schriften, Nachrichtenblättern, Zeitschriften, Mitteilungen, Tagebüchern und Aufrufen, die aus Dr. Barnardos Feder oder doch zumindest aus seinem Geiste stammen, und die der Verfasser im Original benutzen konnte, gibt es kaum Literatur über diesen Gotteszeugen. Lediglich zwei Schweizer Verlagshäuser gaben bisher die Möglichkeit, über diesen begnadeten Mann etwas in deutscher Sprache zu lesen:

Alfred Stucki: Dr. Barnardo, der Vater der Niemandskinder. (Verlag Heinrich Majer, Basel, 1948.)

Immanuel Friz: Dr. Barnardo, der Vater der Niemandskinder. (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel, 1949.)

Dem Verfasser lag daran, Thomas John Barnardo möglichst selbst zu Worte kommen zu lassen. Soweit nicht eigene Uebersetzungen dargeboten wurden, benutzte der Verfasser Barnardosche Zitate in der Uebersetzung der beiden oben angeführten Autoren.

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: Friedrich von Bodelschwingh. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: Pastor Wilhelm Busch. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: Johann Christoph Blumhardt.
- 4 F. Seebaß: Carl Hilty. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: Samuel Keller. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: Was ich mit Jesus erlebte.
- 7/8 F. Seebaß: Matthias Claudius. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: Mathilda Wrede. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: Heinrich Jung-Stilling. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: Paul Gerhardt. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: Johann Sebastian Bach. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: Eva von Tiele-Winckler. Die Mutter der Vereinsamten.
- 16/17 A. Pagel: Otto Funcke. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: Toyohiko Kagawa. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: Curt von Knobelsdorff. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: Henrlette von Seckendorff. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: Jakob Gerhard Engels. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: Elias Schrenk. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: Markus Hauser. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: Ludwig Richter. Künstler und Christ.
- 29/30 A. Pagel: Ludwig Hofacker. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: Gräfin Waldersee. Tante Hanna, Mutter Fischbach. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: Johann Friedrich Oberlin. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: Franziskus von Assisi. Der Herold des großen Königs.

Band

- 37 E. Bunke: C. H. Spurgeon. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums.
- 39 O. Eberhard: Johann Heinrich Pestalozzi. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: J. Hudson Taylor. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: Carl Heinrich Rapard. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: Hans Nielsen Hauge. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: Johann Albrecht Bengel. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: Friedrich Braun. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: Dwight L. Moody. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: Friedrich Christoph Oetinger. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: Karl Büchsel. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: Peter Weber. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: Minna Popken. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: Ernst Modersohn. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: Alfred Christlieb. Beter und Schriftforscher.
- 61 W. Dicke: Anna von Borries. Die Helferin der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: Traugott Hahn. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roeßle: Johannes Wesley. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: Georg Müller. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: Alexander Vömiel. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: Thomas John Barnardo. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: Johann Georg Hamann. Ein Prediger in der Wüste.